

2 Soziokybernetik: Systemtheoretische Grundlagen

In diesem Kapitel wird das systemtheoretische Erkenntnisprogramm als Analyse-rahmen vorgestellt, um wesentliche Aspekte der Praktiken und der Aufrechterhaltung von Humandifferenzierung umfassend zu betrachten, wie sie im Verlauf dieses Buches diskutiert und reflektiert werden. Die vorliegende Integration systemtheoretischer Ansätze, insbesondere jener, die als neuere und komplexe Systemtheorien der nächsten Generation bekannt sind, in Kombination mit Theorien kollektiver Rechtfertigungssysteme bietet umfassende Einblicke in die Dynamiken von Humandifferenzierungspraktiken sowie in die Mechanismen, die Ungleichheiten in sozialen Systemen verstärken und legitimieren. Diese Perspektiven bleiben in anthropologischen Studien zur Humandifferenzierung häufig außen vor. Vorliegend wird der spezifische Fokus auf die Systemtheorie in ihrer Anwendung auf soziale Systeme gelegt, ein Ansatz, der als Soziokybernetik bezeichnet wird. Die Soziokybernetik ist eine systemisch konzipierte Sozial- und Kulturwissenschaft, die sich mit den dynamischen Prozessen der Selbstorganisation, Steuerung und Stabilisierung innerhalb sozialer Systeme befasst. Im Gegensatz zu traditionellen Ansätzen der Systemtheorie betont die Soziokybernetik die Interdependenzen zwischen individuellen Handlungen, sozialen Strukturen und kulturellen Bedeutungsrahmen. Die Soziokybernetik stellt somit einen entscheidenden Aspekt der hier entwickelten Analyseperspektive dar, da sie nicht nur die Reproduktion sozialer Ordnung, sondern auch die emergenten, oft nichtlinearen Dynamiken berücksichtigt, die soziale Systeme prägen und transformieren können. Indem der Fokus auf autopoietische Prozesse und strukturelle Kopplungen gelegt wird, erlaubt dies eine differenzierte Betrachtung der Mechanismen, die Humandifferenzierung stabilisieren, verändern oder legitimieren. Die Begriffe systemtheoretisch und soziokybernetisch werden im vorliegenden Werk synonym verwendet, da die Soziokybernetik als Weiterentwicklung der klassischen Systemtheorie betrachtet werden kann. Diese begriffliche Gleichsetzung dient der Kohärenz und spiegelt die analytische Perspektive wider, die sowohl die Stabilisierung sozialer Ordnungen als auch die dynamischen, emergenten Prozesse betont. Indem die Soziokybernetik stärker auf die Interdependenzen zwischen individuellen Handlungen, sozialen Strukturen und kulturellen Bedeutungsrahmen eingeht, erweitert sie die systemtheoretische Analyse und

erlaubt es, komplexe soziale Phänomene differenzierter zu erfassen. Die Stärke der allgemeinen Systemtheorie liegt in ihrer transdisziplinären Reichweite; sie hat sich als Reaktion auf die erkennbaren Parallelen systemischer Herausforderungen über diverse Wissenschaftsfelder hinweg entwickelt. Als ein holistisches, heuristisches und epistemologisches Werkzeug überwindet sie disziplinäre Grenzen und ermöglicht einen umfassenden Analyserahmen (Willke 1987, 3). Angesichts der zunehmenden, durch die Neuzeit und Globalisierung vorangetriebenen Komplexität menschlicher Gesellschaften und sozialer Systeme stoßen einfache Kategorisierungen und deduktive Ansätze an ihre Grenzen, wenn es darum geht, Praktiken der Humandifferenzierung tiefgreifend zu erfassen und zu deuten. Die Realität sozialer Systeme und die Dynamiken der Humandifferenzierung sind schlichtweg zu komplex und zu nuanciert, um sie vollständig durch einfache, deduktive Verfahren zu erfassen, die von allgemeinen Theorien oder Kategorien ausgehen. Die Konzentration sozial- und kulturwissenschaftlicher Analysen auf subjektive Erfahrungen und alltägliche Lebenswelten bietet zwar einen wertvollen Ausgangspunkt, erreicht jedoch ihre Grenzen, wenn es darum geht, tiefere Einblicke in die Metaebenen sozialer Systeme und deren Interaktionen zu gewinnen. Dies gilt insbesondere für die Mechanismen von Inklusion und Exklusion. Vor diesem Hintergrund strebt die vorliegende transdisziplinäre Untersuchung an, durch eine systemisch-anthropologische Herangehensweise neue Perspektiven auf menschliche Differenzierungspraktiken zu eröffnen. Reduktionistische Erklärungsansätze, welche Differenzierungsprozesse und -ordnungen auf vereinfachte Dimensionen beschränken, implizieren eine lineare und kausale Beziehung zwischen diesen Prozessen. Durch diese Verkürzung werden soziale Phänomene kulturalisiert, wodurch komplexere Analysen der zugrunde liegenden Strukturen und Dynamiken verhindert werden. Das hier präsentierte Prisma zielt darauf ab, die Natur sozialer Phänomene in ihrer komplexen Vernetzung und gegenseitigen Beeinflussung darzustellen, um eine umfassend intersektionale Perspektive zu ermöglichen. Für das vorliegende, systemtheoretisch fundierte Erkenntnisprogramm zur Humandifferenzierung und zur Rolle sozialer Kategorien innerhalb verschiedener sozialer Systeme ist es von entscheidender Bedeutung, zu verstehen, dass die Systemtheorie weder als Makrotheorie fungiert noch als Gesellschaftstheorie im klassischen Sinne verstanden werden kann (Jahraus et al. 2012, 62). Vielmehr stellt sie einen heuristischen und epistemologischen Meta-Rahmen bereit, der eine Analyse der dynamischen Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Ebenen sozialer Systeme ermöglicht, ohne diese auf eine einzelne Erklärungsebene zu reduzieren. Die Systemtheorie ersetzt traditionelle Diskussionen über Mikro- und Makroebenen durch die Unterscheidung in Interaktions-, Organisations- und Gesellschaftssysteme. Hierbei geht es weniger um eine Hierarchie zwischen diesen Systemarten, sondern darum, wie es zu Übergängen zwischen verschiedenen Ebenen innerhalb sozialer Systeme kommt. Diese Übergänge lassen sich nicht einfach durch eine Bevorzugung der Mikro- oder Makroebene erklären

(Luhmann 1997b, 812). Genau hier hat die vorliegende Arbeit ihr methodologisches Fundament: Die Anwendung eines systemtheoretisch geprägten Ansatzes zur Humandifferenzierung betont die Komplexität und Dynamik sozialer Kategorien und Identitäten, die über die Grenzen einer einfachen Makrotheorie hinausgeht. Dabei wird anerkannt, dass soziale Phänomene nicht isoliert auf der Ebene gesamtgesellschaftlicher Strukturen existieren, sondern durch das Zusammenspiel verschiedener sozialer Systeme – von Interaktionen über Organisationen bis hin zu Gesellschaften – geformt werden. Indem er die Möglichkeit einer intersektionalen Analyse bietet, ermöglicht dieser Ansatz eine tiefe Einsicht in die Mechanismen der Inklusion und Exklusion sowie in die Konstruktion sozialer Identifikationsmöglichkeiten. Die Fokussierung auf die vernetzte Natur sozialer Phänomene erlaubt eine umfassende Betrachtung der gegenseitigen Beeinflussungen zwischen verschiedenen sozialen Ebenen und Kategorien, was zu einem genaueren Verständnis der Humandifferenzierung führt und eine nuancierte Analyse der zugrunde liegenden Machtstrukturen und Legitimationsprozesse ermöglicht.

Die systemtheoretischen und differenzierungstheoretischen Elemente und Erkenntnisse, die in auffällig vielen systemtheoretischen Ansätzen normative Ansprüche erheben, werden in dieser Arbeit durchgängig deskriptiv angewandt und interpretiert. Von Beginn an hinterfragt sie zudem die klassische Trennung zwischen psychischen, körperlichen und sozialen Systemen, wie sie traditionell in der systemtheoretischen Perspektive vorherrscht. Diese Unterscheidung mag für die Analyse unterschiedlicher Operationsebenen innerhalb der Systemtheorie zweckmäßig sein, jedoch zeigt sich, dass sie bei einer holistischen Untersuchung von Humandifferenzierung zu einschränkend ist. Sie vernachlässigt die komplexen Wechselwirkungen und gegenseitigen Einflüsse, die zwischen diesen Ebenen bestehen, insbesondere wenn es um die Konstruktion sozialer Identitäten und die Mechanismen von Inklusion und Exklusion geht. In der Erforschung von Humandifferenzierungen, bei der die Verflechtungen von Denken, Fühlen und körperlichem Sein zentral sind, erscheint die strikte Trennung als zu restriktiv, um die dynamischen Wechselwirkungen adäquat zu erfassen. In Anbetracht dieser Problematik wird ein integrativer Ansatz vorgeschlagen, der eine partielle Übernahme der operativen Trennung beinhaltet. Dieser Ansatz erkennt an, dass die Interaktionen zwischen den psychischen, sozialen und körperlichen Systemen für die Konstruktion von Sinn und Bedeutung essenziell sind. Indem er die Möglichkeit der strukturellen Kopplung einbezieht, ermöglicht er eine nuancierte Betrachtung der Art und Weise, wie kognitiv-affektiv-leibliche Schemata durch Codierung und Decodierung von Informationen die Kommunikation mit anderen Systemen ermöglichen. Die strukturelle Kopplung dient hier als Schlüsselmechanismus, der die verschiedenen Ebenen menschlicher Erfahrung miteinander verbindet, indem sie es ermöglicht, Sinn und Bedeutung über die Grenzen der Systeme hinweg zu transportieren und zu transformieren. Die Entscheidung für einen solchen integrativen Ansatz bringt allerdings eigene

Aporien und Herausforderungen mit sich. Einerseits eröffnet sie die Möglichkeit, die Komplexität menschlicher Differenzierung in ihrer vollen Dynamik und Interdependenz zu erfassen. Andererseits erfordert sie eine sorgfältige Navigation zwischen der Bewahrung der spezifischen Autonomie jedes Systems und der Anerkennung ihrer damit untrennbar verbundenen Interaktion. Die partielle Übernahme der Trennung aus strategischen Gründen erlaubt eine flexible Anpassung der theoretischen Perspektive an die spezifischen Erfordernisse des Untersuchungsgegenstandes, birgt jedoch das Risiko einer unzureichenden Definition der Kommunikationsprozesse zwischen den Systemen. Die Herausforderung besteht darin, eine Balance zu finden, die einerseits die differenzierte Betrachtung der einzelnen Systeme erhält und andererseits die holistische Integration ihrer wechselseitigen Beeinflussungen ermöglicht. Die Implementierung eines integrativen Ansatzes erfordert daher ein hohes Maß an theoretischer Sensibilität und methodologischer Präzision, um die inhärenten Aporien und Herausforderungen zu adressieren. Sie verlangt nach einem tiefgreifenden Verständnis der Mechanismen der strukturellen Kopplung sowie der Codes, die Sinn und Bedeutung über Systemgrenzen hinweg transportieren, und setzt eine stetige Reflexion über die strategischen Entscheidungen der partiellen Übernahme der operativen Trennung voraus.

Das Kapitel zu kognitiv-affektiv-leiblichen Schemata (Kap. 6) baut auf der empirisch fundierten Forschung zur sozialen Kognition auf und plädiert für die vorgestellte integrative Betrachtung, die die wechselseitige Abhängigkeit zwischen psychischen Prozessen, körperlichen Zuständen und sozialen Dynamiken hervorhebt. Diese Herangehensweise ermöglicht ein tieferes Verständnis der Mechanismen, die Humandifferenzierungsprozesse antreiben, indem sie die gesamte Bandbreite menschlicher Differenzierung erfasst. Sie unterstreicht die Bedeutung einer holistischen Analyse, die nicht nur die sozialen Konstruktionen von Identität und Zugehörigkeit berücksichtigt, sondern auch die psychischen und körperlichen Prozesse, die diese sozialen Kategorien informieren und beeinflussen. Die Anerkennung dieser Interdependenzen legt den Grundstein für ein erweitertes Verständnis der zugrunde liegenden Machtstrukturen und Legitimationsprozesse, die soziale Systeme und ihre Differenzierungspraktiken formen. Die systemtheoretischen Erkenntnisse und Logiken fungieren in diesem Kontext als ein umfassendes Erkenntnisprogramm, das über die Perspektiven einzelner Autoren hinausgeht. Sie dienen als ein integratives Rahmenwerk, das nicht nur die Theorien spezifischer Denker berücksichtigt, sondern auch die synergetischen Potenziale der systemtheoretischen Ansätze insgesamt nutzt. Dieser Ansatz erlaubt es, ein breites Spektrum an Perspektiven zu integrieren und zu einem tieferen Verständnis der Komplexität sozialer Systeme und Prozesse zu gelangen. Er geht damit über die Beschränkungen einzelner theoretischer Beiträge hinaus und zielt darauf ab, ein kohärentes und dynamisches Bild der Humandifferenzierung zu zeichnen, das die vielschichtigen und oft verflochtenen Dimensionen sozialer Realität erfassen kann.

Im Folgenden wird das systemtheoretische Erkenntnisprogramm auf die Untersuchung der Humandifferenzierung angewendet und theoretisch weiterentwickelt. Dabei fließen sowohl individuelle als auch strukturelle Perspektiven sowie deren wechselseitige Dynamiken ein. Der systemisch-anthropologische Ansatz verlangt ein Verständnis relationaler und dynamischer Beziehungen in sozialen Systemen. Während die Begriffe »relational« und »dynamisch« oft in wissenschaftlichen Diskussionen auftauchen, werden die weitreichenden Konsequenzen für Forschungslogik und -praxis selten vollständig anerkannt. Der hier verfolgte Ansatz, ergänzt durch die Theorie der Systemrechtfertigung, betont die Notwendigkeit, Nicht-Linearität und die Vielfalt von Rückkopplungsschleifen – sowohl positiver als auch negativer Art – in die Analyse einzubeziehen. Es wird dabei kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, und die Grenzen und Herausforderungen der systemtheoretischen Herangehensweise werden innerhalb der Reflexionen thematisiert. Die Einschränkungen und Kritikpunkte der angewandten Analysemethode werden beleuchtet, um ein ausgewogenes Verständnis der Anwendbarkeit und der Grenzen des systemtheoretischen Ansatzes zu schaffen.

2.1 Herausforderungen

Im Kontext der Humandifferenzierung verlangt der Einsatz eines modernen, soziokybernetisch fundierten Ansatzes, wie er hier vorgestellt wird, eine grundlegende Anerkennung der Eigenständigkeit und Selbstständigkeit sozialer Systeme. Diese sind geprägt durch komplexe, kulturell und sozial konstruierte Differenzierungen und folgen ihrer eigenen Logik und Dynamik. Interventionen und Veränderungen in diesen Systemen – seien sie auf die Verringerung sozialer Ungleichheiten oder die Förderung von Inklusion ausgerichtet – müssen demnach aus einem tiefen Verständnis für ihre internen Prozesse heraus entwickelt werden. Der hier vertretene Ansatz betont die Notwendigkeit, die vielschichtigen und rückgekoppelten Beziehungen zwischen verschiedenen Identitätskategorien und ihren umgebenden sozialen Umwelten anzuerkennen und entsprechend in den Blick zu nehmen. Hervorzuheben ist, dass jede Form der Intervention oder des sozialen Wandels, die sich auf Aspekte der Differenzierung bezieht, eine gewisse Sensibilität für die internen Strukturen und Bedeutungssysteme der betreffenden sozialen Gruppen aufweisen muss.

Die *erste Herausforderung* eines derart umfassenden Ansatzes, der sich einem Thema widmet, das für alle gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen von zentraler Bedeutung ist, liegt darin, *synchron auf eine kooperative und koevolutionäre Art und Weise* vorzugehen; also die Autonomie und die interne Logik sozialer Systeme zunächst anzuerkennen, anstatt zu versuchen, durch direkte externe Eingriffe steuernd einzugreifen. Traditionelle Methoden der zentralen Planung und direkten

Kontrolle gesellschaftlicher Prozesse, wie sie etwa im Sozialismus verfolgt wurden, stehen im Widerspruch zu den fundamentalen Eigenschaften sozialer Systeme, wie Komplexität und Selbstreferenzialität, die in diesem Kapitel noch diskutiert werden. Solche Versuche, komplexe soziale Systeme unzulässig zu vereinfachen, *d. h. zu trivialisieren* oder direkt von oben bzw. außen zu lenken, haben nicht nur gesellschaftspolitisch an Glaubwürdigkeit eingebüßt, sondern auch deutlich gemacht, dass repressive Praktiken keine langfristig erfolgreiche Kontrolle über Systeme gewährleisten können (Willke 2014b, 193). Dies impliziert, dass effektive Strategien zur Bewältigung von Ungleichheit und Diskriminierung nicht in extern angeordneten Maßnahmen bestehen können, sondern Prozesse sein müssen, die innerhalb der betroffenen Systeme selbst entstehen und diese in ihrer Entwicklung unterstützen. Auf diesen Punkt wird im weiteren Verlauf noch mehrfach Bezug genommen, insbesondere im Kontext kultureller Codierungen und der jeweiligen Regime sowie der Abgrenzung des vorliegenden Ansatzes von anderen intersektionalen Konzepten. Die erste Herausforderung des systemisch-anthropologischen Ansatzes besteht somit darin, die komplexen und widersprüchlichen Funktionen kultureller Codierungen in der Gestaltung von Identifikationsmöglichkeiten und Zugehörigkeiten innerhalb sozialer Systeme zu adressieren. Der Prozess, um den es hier geht, wird in diesem Buch durch zwei simultan wirkende Regime der Differenzordnung – der primordial und der neoliberal codierten – konzeptualisiert. Neoliberale Codierungen werden von Marktlogiken und individuellen Leistungen bestimmt, während primordiale Codierungen auf vermeintlich unveränderlichen Attributen basieren (siehe Kap. 8 und 9).

Die *zweite Herausforderung* ergibt sich aus der Notwendigkeit, die grundlegenden Paradoxie des liberal-demokratischen Modells ins Auge zu fassen. Basierend auf der Erkenntnis, dass Top-down-Steuerungsversuche der komplexen, relationalen Dynamik und der Nicht-Linearität sozialer Systeme nicht gerecht werden, kommt die Frage auf, wie innerhalb westlicher Gesellschaftsstrukturen alternative Formen politischer Organisation umgesetzt werden können, die sowohl die Autonomie der Systeme respektieren als auch effektive Lösungsansätze für gesellschaftliche Probleme bieten. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich die Notwendigkeit der Erforschung alternativer politischer Rahmenbedingungen, die mit den Feinheiten sozialer Systeme besser vereinbar sind und gleichzeitig mit dem demokratischen Paradigma in Einklang stehen. Während die in diesem Buch enthaltene kritische Auseinandersetzung auf solche Untersuchungen anspielt, würde eine detaillierte Behandlung alternativer politischer Rahmenbedingungen den Rahmen dieser Studie sprengen. Dennoch zeigt die Analyse, wie wertvoll es ist, Rahmenbedingungen in Betracht zu ziehen, die die Autonomie der Sozialsysteme anerkennen und gleichzeitig die bestehenden sozialen Herausforderungen angehen, indem sie ein Gleichgewicht zwischen der Unabhängigkeit der Systeme und der Notwendigkeit eines sinnvollen sozialen Wandels herstellen.

Die *dritte Herausforderung*, die aus der vorherrschenden Macht neoliberaler Doktrinen entsteht, wird durch die postdemokratische Bedrohung der Freiheit durch Manipulation und subtile Systemzwänge, die neoliberal codiert sind, weiter verschärft. Im Gegensatz zur klassischen Bedrohung der Freiheit durch Zwang und physische Gewalt manifestiert sich die postdemokratische Gefahr in Formen der Einflussnahme, die häufig unbemerkt und verdeckt bleiben. Ihre neoliberale Prägung fördert eine Umgebung, in der die Komplexität und Undurchsichtigkeit sozialer Kategorisierungen und Differenzierungspraktiken nicht nur zunehmen, sondern auch bewusst genutzt werden, um die Mechanismen der Humandifferenzierung zu verkomplizieren. Die scheinbar unsichtbaren und indirekten Methoden neoliberaler Systemzwänge unterwandern so traditionelle Kategorien der Ein- und Ausschließung und beeinträchtigen die Fähigkeit von Individuen und Gruppen, sich gegen Diskriminierungen und Ungleichheiten effektiv zu wehren. Diese subtilen Manipulationstechniken stellen eine tiefgreifende Herausforderung für das Verständnis und die Bekämpfung sozialer Ungerechtigkeiten dar, indem sie die gesellschaftliche Wahrnehmung von Freiheit und Autonomie untergraben und gleichzeitig die Notwendigkeit eines kritischen und reflektierten Umgangs mit den zugrunde liegenden systemischen und strukturellen Bedingungen aufzeigen. Die Herausforderung, »Freiheit« in westlichen Gesellschaften zu verstehen, leitet sich direkt aus den Diskussionen über Differenzierungsregime und kulturelle Codierungen ab. Diese Rahmungen bieten Einblick in die Erzeugung und Aufrechterhaltung von Räumen für (Un-)Freiheiten sowie in die Art und Weise, wie vertikale und horizontale Unterscheidungen innerhalb der Gesellschaft fortbestehen. Indem die Verflechtungen zwischen kulturellen Codierungen und sozialen Strukturen mittels eines systemisch-anthropologischen Verständnisses beleuchtet werden, wird eine tiefgehende Analyse der Komplexitäten möglich, die Freiheitskonzeptionen in westlichen Gesellschaften umgeben.

Die *vierte Herausforderung* liegt in der Analyse der komplexen Wechselwirkungen zwischen evolutionär-anthropologischen, psychologischen, sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Kräften. Es gilt, Mechanismen der Differenzierung und Diskriminierung zu identifizieren, die Identifikationsräume schaffen, Zugehörigkeiten festlegen und Inklusion sowie Exklusion vorantreiben. Die Forschung muss über individuelle Erfahrungen hinausgehen und die Rolle von Affekten, Diskursen und Machtstrukturen in der ungleichen Verteilung von Macht und Ressourcen kritisch beleuchten. Ein tiefgreifendes Verständnis dieser Dynamiken ist entscheidend, um gerechtere und inklusivere soziale Systeme zu fördern. Auch in diesem Punkt setzt die systemisch-anthropologische Herangehensweise ein Verständnis der inhärenten Spannungen und Widersprüche voraus, die aus den zahllosen funktionalen Differenzierungen seit 1945 resultieren. Dabei kommt das angesprochene relationale Verständnis zum Tragen: Die funktionale Differenzierung impliziert nicht, dass Gesellschaft lediglich die Summe ihrer

ausdifferenzierten Teile darstellt. Vielmehr besteht sie aus einem Geflecht interdependenter und nicht-linear verbundener Elemente. Diese Komplexität führt dazu, dass Individuen sich in unterschiedlichem Maße zugehörig oder ausgeschlossen fühlen, je nach den vielschichtigen sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Dynamiken, die ihre Identitäten und Lebenswelten formen. Die Vorstellung einer universellen Gemeinschaftserfahrung vernachlässigt die spezifischen Unterschiede, die zwischen Individuen und Gruppen bestehen. Die Herausforderung liegt nun darin, Gesellschaft sowohl in ihrer sozialen Repräsentation als auch in ihrer sachlichen Wirklichkeit zu begreifen. Während die soziale Dimension die Illusion einer einheitlichen und homogenen Gemeinschaft erzeugt, enthüllt die sachliche Dimension eine Vielfalt und Unterschiedlichkeit, die diese Vorstellung infrage stellt. Diese Diskrepanz zwischen der konzeptionellen Wahrnehmung der Gesellschaft und ihrer realen Struktur und Dynamik unterstreicht die Spannung zwischen der semantischen Darstellung gesellschaftlicher Phänomene und ihrer tatsächlichen, oft komplexen und widersprüchlichen Beschaffenheit. Es wird eine fundamentale Unterscheidung sichtbar, ähnlich der zwischen der manifesten Oberfläche gesellschaftlicher Normen und Werte und den verborgenen, strukturellen Mechanismen, die das soziale Gefüge bestimmen.

2.2 Einführung in die Schlüsselbegriffe und -konzepte

Dieses Kapitel fokussiert die Entwicklung einer Synthese aus systemtheoretischen Konzepten, die seit dem Werk Niklas Luhmanns entstanden und durch Beiträge anderer Theoretiker fortgeführt wurden, sowie weiteren relevanten Theorien für die Analyse der Humandifferenzierung. Zentral ist dabei der steuerungstheoretische Ansatz von Helmut Willke, ergänzt um die Theorie der Systemrechtfertigung, die auf umfangreicher empirischer Forschung basiert und durch zahlreiche Studien und Metastudien von John T. Jost zu einem kohärenten Konzept ausgearbeitet wurde. Diese Synthese dient als heuristisches und erkenntnistheoretisches Instrument zur Untersuchung von Humandifferenzierung und leitet die Problemstellungen und zentralen Themen ein, die in den folgenden Kapiteln behandelt und vertieft werden.

2.2.1 Funktionale Differenzierung

Im Folgenden soll das systemtheoretisch zentrale Konzept der funktionalen Differenzierung für den Kontext der Humandifferenzierung fruchtbar gemacht werden. Dabei wird ein besonderes Augenmerk auf die Relevanz der unterschiedlichen Dimensionen gelegt, wobei hier insbesondere die Sozial-, Sach- und Zeitdimension von Interesse sind. Im Rahmen dessen werden auch die spezifischen Funktionen

dieser Dimensionen beleuchtet. Die Berücksichtigung der genannten Dimensionen erlaubt nicht nur die Erfassung der Vielfalt sozialer Rollen und Funktionen, sondern auch die Analyse der Herausforderungen und Überforderungen, denen Individuen in einer zunehmend komplexen und differenzierten Welt gegenüberstehen. Des Weiteren thematisiert eine kritische Auseinandersetzung mit der funktionalen Differenzierung Problematiken wie die vereinfachte Darstellung gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse sowie die dichotome Sichtweise auf »traditionelle« und »moderne« Elemente. Die kritische Auseinandersetzung mit der funktionalen Differenzierung im Rahmen der Humandifferenzierung ermöglicht eine theoretisch fundierte Erfassung der oft beschworenen Vielfalt von Menschen und Identitäten in einer differenzierten Gesellschaft, ohne dabei in die Falle der Übervereinfachung oder ideologischen Verzerrung zu tappen.

Der Begriff der funktionalen Differenzierung bezeichnet die Art und Weise, wie Gesellschaften in verschiedene, voneinander unabhängige Teilsysteme wie Wirtschaft, Politik, Bildung, Recht usw. gegliedert sind, die jeweils spezifische Funktionen erfüllen. Jedes dieser Subsysteme folgt einer eigenständigen Logik sowie eigenen Regeln, die sich von denen anderer Subsysteme unterscheiden können. Diese Ausdifferenzierung resultiert in einer signifikanten Steigerung der Komplexität der Gesellschaft als Ganzes. Die historisch älteren Gesellschaftsorganisationen, die durch segmentäre und stratifikatorische Differenzierung gekennzeichnet sind, wurden durch funktionale Differenzierung abgelöst (Nassehi 2012, 65).

Die *segmentäre Differenzierung* stellt die einfachste Form der gesellschaftlichen Gliederung dar, die sich in unterschiedlichen, historisch gewachsenen Sozialsystemen beobachten lässt. Diese Form der Differenzierung findet sich typischerweise in einfach strukturierten Sozialsystemen, beispielsweise in archaischen Gesellschaften. Diese Form der Differenzierung resultiert in einer Unterteilung eines Sozialsystems in gleichartige Segmente, wie beispielsweise Familien, Stämme oder Dörfer (ebd.). Das Handeln innerhalb dieser Segmente ist geprägt durch die grundlegende und unumgängliche Gemeinsamkeit der jeweiligen sozialen Gruppe. Als Antwort auf eine zunehmende Komplexität in der Gesellschaft entwickelt sich aus der segmentären Differenzierung die *stratifikatorische Differenzierung*. Diesbezüglich ist zu berücksichtigen, dass nicht mehr alle Mitglieder der Gesellschaft am selben Problem arbeiten können. Um dieser Herausforderung zu begegnen, bildet die Gesellschaft Teilsysteme aus, die sich durch Ungleichheit auszeichnen, da Gleichheit in dieser Hinsicht keine Lösung bietet (vgl. ebd., S. 66). Soziale Ungleichheit fungiert hierbei als Mechanismus zur Verteilung und Begrenzung von Komplexität. Dieser entsteht aus dem Bedürfnis, inhaltliche Differenzen innerhalb einer Rahmenbedingung sozialer Gleichheit zu bewältigen. Um das angestrebte Ziel zu erreichen, wird das zugrunde liegende Problem in die Sozialdimension verschoben (siehe weiter unten). Dies impliziert, dass Ungleichheit auf der sozialen Ebene ermöglicht wird, indem eine Untergliederung in verschiedene Teilsysteme erfolgt, welche den Indi-

viduen unterschiedliche soziale Positionen und damit verbundene Rollen, Rechte und Pflichten zuweisen. Die *funktionale Differenzierung*¹ hat hingegen zu einer erhöhten Komplexität und Spezialisierung innerhalb der Gesellschaften geführt, indem sie ein breites Spektrum autonom agierender, aber interdependenter sozialer Subsysteme hervorgebracht hat. Diese Differenzierungsform erlaubt eine effizientere Bearbeitung und Verarbeitung von Informationen und Herausforderungen, reflektiert jedoch auch die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Gewährleistung der Koordination und Integration dieser diversifizierten Funktionsbereiche, um soziale Kohäsion und systemische Stabilität aufrechtzuerhalten. Für die Integration systemtheoretischer Perspektiven auf die Humandifferenzierung im Kontext der funktionalen Differenzierung sind drei Dimensionen von zentraler Bedeutung. Mithilfe dieser lassen sich die Verarbeitung von Informationen und die Generierung von Sinn in Gesellschaften adäquat erfassen und beschreiben. Diese drei Dimensionen werden als Sozial-, Sach- und Zeitdimension bezeichnet (Nassehi 2021, 27).

Sozialdimension: Die *Sozialdimension* fokussiert auf die Beteiligten innerhalb von Kommunikationsprozessen und bezieht sich auf die Natur sozialer Beziehungen und Interaktionen in sozialen Systemen. Sie umfasst alle Aspekte der Kommunikation, der interpersonellen Beziehungen, Machtstrukturen sowie soziale Normen und Werte, indem sie untersucht, zwischen welchen Personen oder Gruppen Interaktionen oder Beziehungen bestehen.

Sachdimension: Im Gegensatz zur Sozialdimension konzentriert sich die *Sachdimension* auf die inhaltlichen oder thematischen Aspekte von Kommunikationen und Interaktionen innerhalb eines Systems. Sie befasst sich mit den biologischen, kulturellen oder ökonomischen Merkmalen, die für die Klassifizierung und das Verständnis von Unterschieden relevant sind. Diese Dimension beleuchtet die Diskurse und Wissensbestände, die die Vorstellungen von Identität und Differenz prägen. Hier wird analysiert, wie Wissen über das »Anderssein« produziert, verbreitet und institutionalisiert wird und welche Rolle es bei der Aufrechterhaltung von Differenzierungsprozessen spielt.

Zeitdimension: Die *Zeitdimension* schließlich unterscheidet zwischen Vergangenheit und Zukunft, um zu erfassen, wie vergangene Ereignisse zukünftige Ereignisse beeinflussen können. Sie ermöglicht ein Verständnis dafür, wie historische Kontexte und Entwicklungen gegenwärtige und zukünftige soziale Prozesse formen.

1 Der Ausdruck »funktionale Differenzierung« beschreibt sowohl den spezifischen Begriff als auch die dritte Form dieser gesellschaftlichen Differenzierung.

Die mehrdimensionale Perspektive erlaubt ein vertieftes Verständnis der Komplexität sozialer Systeme sowie der Dynamik menschlicher Differenzierung. Sie verdeutlicht, wie Gesellschaften Sinn entlang verschiedener Achsen konstruieren und aushandeln. Die genannten Dimensionen dienen der Ordnung und dem Verständnis der Welt, indem sie bestimmte Perspektiven hervorheben und andere ausschließen. In diesem Kontext fungieren die genannten Dimensionen als Instrumentarien oder auch als »Brillen«, welche die empirischen Wissenschaften nutzen, um die komplexe Realität der Gesellschaft adäquat analysieren und beschreiben zu können. Darüber hinaus veranschaulichen sie, wie Gesellschaften über sich selbst reflektieren und wie sie sich selbst beschreiben. In der Regel erfolgt eine Betonung bestimmter Aspekte, wie der sozialen Dimension, gegenüber anderen Aspekten, wie der materiellen Dimension. Für ein besseres Verständnis westlicher Gesellschaften ist die Berücksichtigung aller drei Dimensionen sowie die Erkenntnis ihrer Interaktion bei der Formung sozialer Ordnungen und Strukturen von grundlegender Bedeutung. Die Humandifferenzierung im Kontext der Diskussion der sozialen, sachlichen und zeitlichen Dimension bezieht sich demnach auch auf die Art und Weise, wie individuelle und kollektive Identitäten innerhalb der komplexen Strukturen gegenwärtiger Gesellschaften geformt und kategorisiert werden. In einer funktional differenzierten Gesellschaft erfolgt eine Differenzierung und Kategorisierung von Menschen nicht nur nach ihren sozialen Beziehungen und Rollen (soziale Dimension), sondern auch nach ihren Funktionen, ihrem Wissen und den Themen, mit denen sie sich befassen (sachliche Dimension), sowie nach zeitlichen Aspekten ihrer Lebensläufe und Handlungen (zeitliche Dimension). Die Differenzierung der Ordnungsbildung in sozialer und sachlicher Dimension erlaubt eine vertiefte Einsicht in die Art und Weise, wie Gesellschaften ihre Mitglieder klassifizieren, sowie in die Auswirkungen dieser Klassifikationen auf die Interaktionen zwischen Individuen und Gruppen. Die Analyse der Sozialdimension thematisiert die Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft. Dabei steht die Frage im Vordergrund, welche Individuen miteinander agieren und in welcher Weise sie sich in sozialen Interaktionen zueinander verhalten. Die sogenannte Sachdimension hingegen fokussiert auf die Inhalte dieser Interaktionen, das heißt die Themen, die in der Interaktion behandelt werden. Die Zeitdimension ergänzt die vorangehend erläuterten Aspekte um die Perspektive von Vergangenheit und Zukunft. Dies erlaubt die Erfassung der Relevanz von Vergangenem und Zukünftigem in aktuellen Handlungen. Für die Humandifferenzierung in der zeitgenössischen Gesellschaft bedeutet dies, dass Menschen nicht nur durch ihre sozialen Rollen und Beziehungen voneinander unterschieden werden, sondern auch durch ihre Teilnahme an verschiedenen funktionsspezifischen Systemen, wie beispielsweise der Wirtschaft, dem Bildungsbereich oder dem Rechtssystem. Diese Systeme sind jeweils durch spezifische Codes und Logiken geprägt. Die Teilnahme an den genannten Systemen sowie die damit verbundenen Identitäten unterliegen einem dynamischen Prozess, welcher im Zeit-

verlauf Veränderungen unterliegt. Die funktionale Differenzierung der Gesellschaft führt also zu einer Vielfalt von Identitäten und Zugehörigkeiten, die über einfache soziale Kategorien wie Klasse oder Beruf hinausgehen.

Die von Armin Nassehi thematisierte Problematik betrifft die Bewältigung der Herausforderung, wie eine Gesellschaft mit der internen Komplexität umgeht, die durch vielfältige inhaltliche Unterschiede und divergierende Bedürfnisse ihrer Mitglieder entsteht. In einer idealen Welt der sozialen Gleichheit würden alle Individuen dieselben Rechte, Pflichten und Zugänge zu Ressourcen besitzen. In der Realität jedoch resultieren unterschiedliche Fähigkeiten, Interessen und soziale Hintergründe in divergierenden Bedürfnissen und Beiträgen innerhalb der Gesellschaft. Die Bewältigung dieser inhaltlichen Unterschiede innerhalb eines Rahmens sozialer Gleichheit stellt ein außerordentlich komplexes Unterfangen dar, welches soziale Systeme überfordert. Durch die Verlagerung des Komplexitätsproblems in die Sozialdimension, also die Schaffung von Ungleichheit in Form verschiedener sozialer Positionen und Teilsysteme, kann die Verteilung und das Management von Komplexität in der Gesellschaft optimiert werden. Jedem Teilsystem und jeder sozialen Position sind spezifische Funktionen zugewiesen, durch die es bzw. sie in unterschiedlicher Weise zum Gesamtsystem beiträgt. Diese Differenzierung erlaubt der Gesellschaft, interne Herausforderungen und Bedürfnisse ihrer Mitglieder in flexiblerer und effizienterer Weise zu adressieren. Die jeweiligen Positionen sind mit unterschiedlichen Aufgaben, Rollen, Funktionen sowie insbesondere einem divergierenden Status assoziiert (Nassehi 2021, 29). In gegenwärtigen westlichen Gesellschaften, die diversen spezifischen Herausforderungen gegenüberstehen, erfolgt eine Verlagerung des Fokus von der Frage nach dem *Wer* hin zum *Wie* der Problemlösung. Dieser Wandel erlaubt es, die in stratifizierten Gesellschaften bestehenden strukturellen Beschränkungen, welche bestimmten Gruppen die Teilnahme an Problemlösungsprozessen verwehren, zu überwinden. Die gesellschaftliche Differenzierung erfolgt in Form von Funktionssystemen, deren jeweilige Spezialisierung dazu führt, dass sie jeweils nur auf bestimmte Problembereiche agieren. Jedes Funktionssystem folgt dabei einem eigenen Code, der die spezifische Problembearbeitung steuert. So richtet sich beispielsweise das Wissenschaftssystem nach der Logik von »wahr« und »unwahr«, das Wirtschaftssystem nach Zahlen und Nicht-Zahlen, und das politische System orientiert sich an Macht und Ohnmacht. Diese Differenzierung erlaubt eine fokussierte Bearbeitung von Herausforderungen aus unterschiedlichen Perspektiven und unterstreicht die Notwendigkeit einer vielfältigen, teilsystemspezifischen Betrachtungsweise der Gesellschaft. Die gegenwärtigen Gesellschaften in westlichen Kontexten definieren sich folglich durch eine spezifische Form der Differenzierung, welche die Existenz eines allumfassenden, zentral organisierten Ordnungsprinzips ausschließt. Statt einer zentralen, für alle Mitglieder der Gesellschaft gleichermaßen verbindlichen Repräsentation der gesellschaftlichen Einheit existieren

vielfältige, teilsystemspezifische Perspektiven, die hinsichtlich ihrer Funktionen unersetzlich sind, jedoch auch durch andere Perspektiven ersetzt werden können. Einerseits ist jedes Funktionssystem aufgrund seiner Spezialisierung und einzigartigen Leistungsfähigkeit unersetzbar. Das bedeutet, dass kein anderes System die spezifischen Funktionen oder Problemlösungen eines bestimmten Systems übernehmen kann, ohne die Effektivität und Effizienz dieser Problembearbeitung zu beeinträchtigen. So ist z.B. nur das Rechtssystem in der Lage, rechtliche Fragen zu klären, und nur das Wirtschaftssystem kann wirtschaftliche Transaktionen regeln. Andererseits sind Funktionssysteme in ihren Strukturen und Formen ersetzbar. Das bedeutet, dass sich die Art und Weise, wie ein System seine Funktion erfüllt, im Laufe der Zeit ändern kann, um sich neuen Herausforderungen oder veränderten gesellschaftlichen Bedingungen anzupassen. So kann das Bildungssystem neue Lehr- und Lernmethoden entwickeln, das Gesundheitssystem neue Behandlungsformen einführen und das politische System neue Formen der Partizipation und Entscheidungsfindung etablieren. Diese Dualität unterstreicht die Anpassungs- und Entwicklungsfähigkeit sozialer Systeme in einem sich ständig verändernden Umfeld. Sie stellt sicher, dass die Gesellschaft als Ganzes weiterhin funktioniert, auch wenn sich interne und externe Bedingungen ändern. Die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit der gesellschaftlichen Teilsysteme, die ihre Strukturen und Funktionen evolutionär weiterentwickeln, spiegelt sich unmittelbar in der Art und Weise wider, wie Individuen und Gruppen innerhalb dieser Systeme klassifiziert und positioniert werden. Diese dynamische Anpassung der Systeme stellt somit eine Grundlage dar, auf der eine differenzierte Klassifikation von Menschen überhaupt erst möglich wird, und verdeutlicht die Notwendigkeit, bei der Betrachtung der Humandifferenzierung die funktionalen Erfordernisse und spezifischen Kriterien der Teilsysteme zu berücksichtigen. Im Hinblick auf die Humandifferenzierung spiegelt sich diese Dynamik in der Art und Weise wider, wie Individuen und Gruppen von den verschiedenen Teilsystemen klassifiziert und bewertet werden. Während bestimmte soziale, ökonomische und kulturelle Kategorien in einem System für die Inklusion wesentlich sein können, können sie in einem anderen System irrelevant oder sogar ausschließend sein. Die kontextabhängige und variable Bewertung von Individuen und Gruppen veranschaulicht die dynamische Natur sozialer Kategorisierungen und Identitäten. Diese sind folglich nicht statisch oder universell, sondern unterliegen einem fortwährenden Fluss und sind an die funktionalen Anforderungen der jeweiligen Teilsysteme adaptiv. Die Fähigkeit zur Anpassung und Erneuerung stellt eine wesentliche Eigenschaft gegenwärtiger Gesellschaften dar, welche trotz der Spezialisierung ihrer Teilsysteme Resilienz und Dynamik gewährleisten. Diese Eigenschaft lässt sich exemplarisch in den Prozessen der Humandifferenzierung beobachten. Das vertiefte Verständnis von Humandifferenzierung aus dieser spezifischen Perspektive ist von großer Bedeutung, da die Komplexität westlicher Gesellschaften ein Maß erreicht hat,

das von Individuen nicht mehr vollständig überblickt werden kann (Bauman 2008, 2003). Die rapide Zunahme an Informationen, Rollen und Erwartungen in einer global vernetzten Welt stellt hohe Anforderungen an die Einzelnen, welche die persönlichen Verarbeitungskapazitäten oft übersteigen. In diesem Kontext bietet das hier diskutierte Prisma eine notwendige theoretische Grundlage, um die vielschichtigen Ebenen der Humandifferenzierung zu erfassen und zu verstehen, wie Individuen und Gruppen sich innerhalb dieser komplexen Strukturen orientieren und ihre Identität konstruieren.

Die Komplexität erreicht also ein solches Ausmaß, dass sowohl Individuen als auch Gruppen prinzipiell überfordert sind, wenn sie versuchen, innerhalb der westlich geprägten, funktional differenzierten Gesellschaften ihre diversen sozialen Rollen und Identitäten zu verstehen und zu navigieren. Die Existenz vielfältiger Identitäten, die über soziale Kategorien hinweg bestehen, kann als ein Mittel zur Orientierung in der Komplexität der heutigen Welt betrachtet werden. Diese Identitäten oder vielmehr *Identifikationsmöglichkeiten* umspannen ein breites Spektrum an sozialen Dimensionen und vermitteln ein Gefühl der Zugehörigkeit und kollektiven Identität. In der funktional differenzierten Gesellschaft manifestiert sich die Komplexität der Humandifferenzierung demnach nicht nur in der Vielfalt sozialer Rollen und Funktionen, sondern auch in vielfältigen, tief verwurzelten (ethnischen, kulturellen, religiösen, genderbezogenen, nationalen usw.) Identifikationsmöglichkeiten, die Individuen und Gruppen eine scheinbar klare Positionierung innerhalb dieser komplexen Strukturen bieten. In der Konsequenz resultieren daraus Vorstellungen ethnischer, kultureller, genderbezogener, nationaler und weiterer *Identitäten, die auch eine integrative Funktion in einer durch funktionale Differenzierung charakterisierten Gesellschaft erfüllen*. Sie ermöglichen eine Form der sozialen Ordnung, die über die bloße Funktionsteilung hinausgeht, indem sie ein übergeordnetes Zugehörigkeitsgefühl schaffen, welches sowohl individuelle als auch kollektive Identitäten mit Sinn versorgt. Diese Form der Integration birgt allerdings auch ihre eigenen Herausforderungen. So kann sie zu Vereinfachungen führen, welche die tatsächliche Komplexität der sozialen Realität verschleiern. Zudem kann sie eine Marginalisierung oder Exklusion von Individuen oder Gruppen zur Folge haben, die nicht in die dominanten Identitätskategorien passen.

Die funktionale Differenzierung führt zu einer Spezialisierung und Autonomie der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche, wodurch jedes dieser Systeme seine eigene Logik und seine eigenen Standards der Rationalität entwickelt. Dies resultiert in einer weiteren Fragmentierung der Gesellschaft. Die damit einhergehende Fragmentierung und Spezialisierung der Gesellschaft bedingt eine Zunahme ihrer Komplexität, wodurch Individuen vor die Herausforderung gestellt werden, sich in unterschiedlichen Kontexten zurechtzufinden und effektiv zu agieren. Dies erfordert ein hohes Maß an Flexibilität und Anpassungsfähigkeit. In diesem Kontext erlangen die Konstruktion ethnischer und nationaler Identitäten die Funktion, eine

vereinfachte und greifbare Ordnung in der Vielfalt gesellschaftlicher Erfahrungen und Strukturen zu schaffen. Sie fungieren als Mechanismen, die trotz der signifikanten funktionalen Differenzierung und der damit einhergehenden Unsicherheiten und Komplexitäten ein Gefühl der Gemeinschaft und der Zugehörigkeit generieren. Diese Form der Integration ist jedoch nicht frei von Problemen: Diese Form der Integration birgt das Risiko der Exklusion und Ungleichheit und lenkt die Aufmerksamkeit von den strukturellen Herausforderungen und Ungerechtigkeiten ab, die in der funktional differenzierten Gesellschaft bestehen. Die Betrachtung der Humandifferenzierung aus einer funktional differenzierten Perspektive erfordert daher ein kritisches Bewusstsein für die Vielschichtigkeit der gesellschaftlichen Strukturen sowie die Art und Weise, wie ethnische, kulturelle, nationale, religiöse, Gender- und andere Identitäten als Integrations- und Vereinfachungsmechanismen fungieren. Es ist erforderlich, die Balance zwischen der Anerkennung von Vielfalt und der Notwendigkeit gesellschaftlicher Integration neu zu definieren und Wege zu finden, die sowohl die individuelle als auch die kollektive Identität würdigen, ohne dabei die strukturellen Herausforderungen und die Notwendigkeit einer gerechteren und inklusiveren Gesellschaftsordnung zu ignorieren.

Die in der funktionalen Differenzierung implizite Dichotomie zwischen »ausdifferenzierten modernen« und »traditionellen« Gesellschaften wird im Rahmen dieser Arbeit einer kritischen Hinterfragung unterzogen. Die fortschreitende Globalisierung und die damit einhergehende Vermischung von Kulturen in *multiplen Modernen* und Wertesystemen haben zu Neugestaltungen gesellschaftlicher Strukturen in westlichen Kontexten geführt, sodass die einfache Unterscheidung zwischen »modern« und »traditionell« als nicht länger zeitgemäß erscheint. Diese Erkenntnis erfordert eine Überprüfung der herkömmlichen Dichotomie, die in diesem Kontext nach wie vor häufig angenommen wird. Die Untersuchung der Überlagerung und gegenseitigen Beeinflussung neoliberaler und primordialer Codierungslogiken zielt darauf ab, zu demonstrieren, dass Eigenschaften, die traditionell als »vormodern« betrachtet wurden, in fortschrittlichen Gesellschaften tatsächlich präsent und einflussreich sind. Dieses Phänomen veranschaulicht die Relevanz der Regime der Differenzordnungen. Die hier vorgestellte Betrachtung zielt darauf ab, sowohl die Persistenz traditioneller Codierungen in der Gegenwart als auch die Synchronizität verschiedener Codierungslogiken in der globalisierten Welt zu erkennen und einzuordnen (siehe Kapitel 8 und 9). Diese Perspektive erlaubt ein tieferes Verständnis für die Komplexität der Humandifferenzierungsprozesse, welches über eine simple Gegenüberstellung von Moderne und Tradition hinausgeht. Stattdessen wird die kontinuierliche Interaktion und Überlappung verschiedener Codierungslogiken innerhalb der Gesellschaften beleuchtet, wodurch ein Verständnis jenseits einer Dichotomie von Moderne und Tradition möglich wird. Im Rahmen der Untersuchung des Konzepts der funktionalen Differenzierung erfolgt in diesem Buch auch eine Betrachtung auf globaler Ebene. Dabei wird

ein besonderes Augenmerk auf die Ausprägungen neoliberaler Subjektivierungs- und Konditionierungspraktiken gelegt. Der Metacode Inklusion/Exklusion, der für das Verständnis sozialer Strukturen von zentraler Bedeutung ist, überlagert traditionelle Codes und schränkt in Exklusionsbereichen die Freiheit ein, indem die Kommunikation auf persönliche Netzwerke begrenzt wird (Luhmann 2002a, 684). Diese Dynamik beeinträchtigt das normale Funktionieren funktional differenzierter Teilsysteme. Des Weiteren erfährt der Metacode eine räumliche Dimension, da Funktionssysteme in bestimmten Weltregionen effektiv operieren, während sie in anderen durch die Dominanz persönlicher Netzwerke eingeschränkt sind. Diese Dichotomie manifestiert sich in der Unterscheidung zwischen »normalen« Regionen, die durch vollständig ausdifferenzierte Systeme gekennzeichnet sind, und solchen, die durch den Metacode der Inklusion/Exklusion geprägt sind. Ein spezieller Fokus liegt dabei auf der Rolle persönlicher Netzwerke im globalen Süden (ebd., 459). Die funktionale Differenzierung, wie sie im streng ausgelegten systemtheoretischen Ansatz verstanden wird, zielt auf eine universelle Anwendung ab. Sie ist das Resultat einer Abkehr von moralischen oder religiösen Weltanschauungen sowie einer Anpassung an die Bedingungen hoher Komplexität in der Weltgesellschaft (Gonçalves 2016, 62). Der Wandel hin zu Funktionssystemen impliziert eine neue Ära der Objektivität, Säkularität, Komplexität sowie eine Übereinstimmung mit den Anforderungen der Gegenwart. Um der neuen Komplexität Rechnung zu tragen, ist eine Differenzierung der Kommunikation nach den Funktionen der Teilsysteme erforderlich. Dies resultiert in der Etablierung einer sozialen Struktur, die auf dem Prinzip der funktionalen Differenzierung basiert. Der Anspruch auf Universalität schließt jedoch regionale Unterschiede in der Ausgestaltung sozialer Systeme nicht aus. Die globale Verbreitung funktionaler Differenzierung sowie die Ideologie der universellen Gleichheit werden von der neoliberalen Agenda und ihren einflussreichen Codierungen flankiert, welche das Leben unzähliger Menschen in tiefgreifender Weise beeinflussen. Diese Agenda fördert eine »imaginaire Verzerrung« (ebd., 65) in westlichen Gesellschaften, welche suggeriert, dass selbstreferenzielle Funktionssysteme unabhängig von ungleichen Bedingungen operieren können. Diese Idealisierung liberaler Demokratien blendet jedoch deren Defizite aus. In westlichen, geopolitisch privilegierten Kontexten wird diese Illusion aufrechterhalten, obschon zahlreiche empirische Studien, insbesondere aus dem Bereich der Intersektionalitätsforschung, immer wieder belegen, dass informelle Mechanismen wie Personalismus und soziale Herkunft eine entscheidende Rolle im Kontext sozialer Mobilität und des sozialen Status spielen (Jackson et al. 2022; Collins 2000; Lareau 2011; Rivera 2015). Neoliberale Codierungen intensivieren die Mechanismen der Ausgrenzung innerhalb gesellschaftlicher Prozesse und verschleiern die tatsächlichen Ungleichheiten und Machtstrukturen, die im Rahmen dieser Arbeit aus systemisch-anthropologischer Perspektive beleuchtet werden. Die weltgesellschaftliche Expansion funktionaler Differenzierung vollzieht sich parallel

zu einer regimeartigen neoliberalen Agenda, die in Kapitel 9 einer eingehenderen Betrachtung unterzogen wird. Die Agenda erlaubt die Reproduktion von Macht- und Statusunterschieden und wird durch eine Ideologie der menschenrechtlichen Freiheit und Gleichheit gestützt. Eine detaillierte Auseinandersetzung mit diesem Thema erfolgt in den weiteren Abschnitten des Buches.

2.2.2 Soziale Systeme

Soziale Systeme stellen einen wesentlichen Rahmen dar, der nicht nur die Entfaltung von Humandifferenzierungen, sondern auch die Ausübung und Verhandlung von Macht und Herrschaft sowie die Konstruktion und Rekonstruktion von Identitäten und sozialen Ordnungen ermöglicht. Sie sind von zentraler Bedeutung für das Verständnis der Komplexität und Dynamik sozialer Interaktionen sowie der diese Prozesse prägenden Machtverhältnisse. Soziale Systeme werden als dynamische Netzwerke von Interaktionen und Kommunikationsmustern definiert, welche sich um geteilte Funktionen und Ziele gruppieren. Die Fähigkeit zur Selbstorganisation und -regulation (Autopoiesis) sowie zur Selbstreferenzialität ermöglicht es sozialen Systemen, Komplexität zu reduzieren und sich in ihrer Umwelt zu orientieren.

Soziale Systeme und Autopoiesis Die autopoietische Natur sozialer Systeme, also die Fähigkeit zur Selbstorganisation, Reproduktion und Regulation, wird durch Prozesse der Selbstreferenzialität und operativen Geschlossenheit unterstrichen. Das Konzept der Autopoiesis beschreibt den Prozess der Selbstproduktion und -erhaltung von Systemen durch interne Interaktionen und Transformationen (Maturana and Varela 1980; F.J. Varela et al. 2017). Soziale Systeme lassen sich nur verstehen, wenn man ihre Selbstreferenzialität und autopoietische Natur berücksichtigt. Diese Eigenschaften führen dazu, dass sich soziale Systeme durch ständige Selbstbezugnahme entwickeln und erhalten. Sie operieren anhand eigener Strukturen und Codes, wobei die Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdreferenz es ihnen ermöglicht, Komplexität zu managen und spezifische Umweltbeziehungen zu pflegen (Luhmann 1996, 61). Der Begriff Autopoiesis kennzeichnet somit einen Selbstherstellungsprozess und stellt die zentrale Prämisse der gesamten vorliegenden systemisch-anthropologischen Ansatzes zu Humandifferenzierung dar. Die Anwendung systemtheoretischer Konzepte auf soziale Phänomene lenkt den Blick auf die Mechanismen, durch die soziale Systeme kontinuierlich an ihrer Selbstgestaltung und Weiterentwicklung arbeiten. Sie tun dies, indem sie Sinngebung und Kommunikation durch den Einsatz von Codes praktizieren.

Soziale Systeme, Komplexitätsreduktion und Semantische Codes Die kontinuierliche Produktion und Verarbeitung von Sinn innerhalb dieser Systeme stellt eine zentrale Orientierungshilfe für soziale Handlungen dar und trägt dazu bei, die Komplexi-

tät der Umwelt zu bewältigen. Die Herstellung von Ordnung in sozialen Systemen erfolgt folglich durch ein komplexes Zusammenspiel von kommunikativen Akten, welche nicht nur interne Strukturen prägen, sondern auch die adaptive Ausrichtung des Systems an seine Umweltbedingungen ermöglichen. Die zentrale Rolle in der Generierung und Vermittlung von Sinn in sozialen Systemen kommt der Kommunikation zu. Der Austausch von Symbolen, Sprache und kulturellen Codes ermöglicht die Konstruktion und Teilung von Bedeutungen durch Individuen. Diese wiederum formen kollektive Wirklichkeiten und soziale Ordnungen. Der fortlaufende Prozess der Herstellung und Erneuerung von Ordnung reflektiert die inhärente Dynamik sozialer Systeme. Deren Existenz und Evolution werden maßgeblich durch die wechselseitige Beeinflussung sozialer, psychischer und materieller Dimensionen geprägt. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit erfolgt eine partielle Aufhebung der traditionellen systemtheoretischen operativen Trennung zwischen psychischen, körperlichen und sozialen Systemen, wodurch ein umfassenderes Verständnis sozialer Systeme ermöglicht werden soll. Soziale Systeme werden hier nicht lediglich durch ihre Strukturen oder funktionalen Rollen definiert, sondern durch die dynamischen Interaktionen und Wechselwirkungen zwischen den psychischen Prozessen der Individuen, ihren körperlichen Zuständen und den sozialen Interaktionsmustern. Diese integrative Perspektive erlaubt die Erfassung der vielschichtigen Natur sozialer Ordnungen, die durch emergente Phänomene und nicht-lineare Entwicklungen geprägt ist. Die Dynamik sozialer Systeme ist durch Nicht-Linearität und Emergenz geprägt, wobei Sinn einen Beitrag zur Entstehung neuer Strukturen und Muster leistet. Dynamische Interaktionen zwischen Individuen, die von Sinn geleitet sind, resultieren in der Emergenz unerwarteter Ordnungen und Phänomene, welche die Entwicklung des Systems beeinflussen. Dabei können bereits geringfügige Veränderungen weitreichende, unvorhersehbare Effekte auf das Gesamtsystem haben. Die Anerkennung der Verschränkung zwischen den Systemebenen erweitert das Verständnis der Komplexität sozialer Prozesse und betont, dass die Konstruktion sozialer Realitäten in einem kontinuierlichen, sich wechselseitig beeinflussenden Dialog zwischen individuellen Erfahrungen, körperlichen Zuständen und sozialen Strukturen erfolgt. Die Existenz von Systemen ist an die Abgrenzung zur Umwelt geknüpft, innerhalb derer ebenfalls Systeme existieren können. Sie sind durch ein Netzwerk interdependenter Beziehungen zwischen ihren Elementen gekennzeichnet, welches die Struktur des Systems determiniert. Aufbauend auf dem Prinzip der Autopoiesis lässt sich die Reduktion von Komplexität als eine zentrale Funktion sozialer Systeme identifizieren. Soziale Systeme bewältigen die immense Komplexität der Welt, indem sie eine Verbindung zwischen dieser und den begrenzten menschlichen Kapazitäten zur bewussten Verarbeitung von Eindrücken herstellen (Luhmann 1991, 116).

Die hier genannten menschlichen Kapazitäten sind aufgrund angeborener Beschränkungen größtenteils unveränderlich (Schroer 2017, 279). Die Bewältigung

von Komplexität erfolgt durch die Etablierung von Innen- und Außenbereichen, also durch eine Unterscheidung zwischen dem Inneren des Systems und seiner äußeren Umgebung. Die dadurch ermöglichte Differenzierung erlaubt die Schaffung von Bereichen geringerer Komplexität (Luhmann 1991, 116). Die Umwelt, aus der ein System hervorgeht, stellt eine wesentliche Voraussetzung für dessen Fortbestand dar. Soziale Systeme und ihre Elemente, verstanden als selbstreferenzielle und autopoietische Systeme, entstehen und erhalten sich durch die permanente Bezugnahme auf sich selbst. Die Selbstbezüglichkeit erlaubt es ihnen, Komplexität zu reduzieren und sich in einer überkomplexen Umwelt zu orientieren und zu organisieren. Die Definition von Systemen erfolgt über ihre Selbstreferenzialität, wobei eine Grenze zwischen System und Umwelt gezogen wird. Die Operationen des Systems basieren auf den eigenen Strukturen und Codes. Der selbstreferenzielle Prozess ist eng mit Sinn verknüpft, da Systeme in einem fortwährenden Prozess der Sinnzuschreibung ihre Identität bewahren und ihre Kontinuität sichern. Die Fähigkeit zur Sinnzuschreibung ist eine wesentliche Eigenschaft sozialer Systeme, die ihnen ermöglicht, sich in einer komplexen und sich rasch wandelnden Umwelt zu orientieren und zu behaupten. In diesem Kontext ist insbesondere die Verknüpfung von Selbst- und Fremdreferenz von herausragender Bedeutung. Soziale Systeme etablieren auf der Grundlage autopoietischer Selbststeuerung spezifische Umweltbeziehungen, die durch ihre leitenden Unterscheidungen und Operationsmodi geprägt sind (Willke 1987, 69). Soziale Systeme interagieren mit ihrer Umwelt durch einen einzigartigen Prozess der Selbstorganisation und Steuerung. Dieser Prozess wird durch ihre Kernunterscheidungen und die Art und Weise, wie sie operieren – also ihre internen Mechanismen und Regeln – bestimmt. Die Unterscheidung zwischen Selbst- und Fremdreferenz ermöglicht es sozialen Systemen, Informationen zu generieren, die für ihre Autopoiesis entscheidend sind (Luhmann 1996, 607). Um diesen Prozess zu unterstützen, sind semantische Strukturen unerlässlich. Gesellschaftliche Teilsysteme sind daher auf spezialisierte Semantiken angewiesen, welche die Durchführung systemspezifischer kommunikativer Operationen erleichtern (Willke 1987, 66).

Semantische Codes sind von entscheidender Bedeutung für die schnelle und präzise Klassifizierung und Interpretation von Kommunikation. Ihre Funktion besteht in der Codierung und Decodierung von Bedeutungen. Diese Mechanismen sind für die Funktionsweise sozialer Systeme von grundlegender Bedeutung, da sie eine Reduktion von Komplexität sowie eine effektive Steuerung von Kommunikation ermöglichen. Die Konstruktion und Erhaltung der semantischen Ordnung innerhalb sozialer Systeme ist grundlegend von Codierungen abhängig, da diese die Basis für Verständigung und gemeinsames Handeln schaffen. Spezialisierte Semantiken in sozialen Systemen stellen Sprach- und Bedeutungssysteme dar, welche innerhalb dieser Systeme entwickelt werden, um deren spezifische Kommunikations- und Informationsbedürfnisse zu erfüllen. Beispiele für solche Spezialsemantiken sind

Fachjargon, Symbole, Memes und Konzepte. Sie ermöglichen es Mitgliedern des Systems, effizient und präzise über spezifische Inhalte zu kommunizieren. Diese Semantiken dienen der Erleichterung des Verständnisses komplexer Sachverhalte innerhalb des Systems und fördern dessen Fähigkeit zur Selbstorganisation und -steuerung, indem sie eine zeitnahe, transparente Kommunikation und Entscheidungsfindung ermöglichen. Sie sind von grundlegender Bedeutung für die Aufrechterhaltung der operativen Geschlossenheit und Autonomie des Systems, da sie eine interne Verständigungsbasis bieten, die von der externen Umwelt abgegrenzt ist. Im Rahmen dieser Arbeit erfolgt eine Analyse des Prozesses der Bedeutungsübertragung, wobei das Konzept der strukturellen Kopplung mithilfe von Codierungen als Instrumentarium dient. Im Rahmen dieser Untersuchung wird analysiert, wie soziale Systeme durch die Anwendung und Interpretation von kommunikativen Codes, die in kulturellen Codierungen verankert sind, aktiv ihre Struktur und Dynamik formen. Dies erlaubt einen vertieften Einblick in die selbstreferenzielle Natur sozialer Systeme und betont die Relevanz kultureller Codierungen für die Konstitution und Erhaltung systemischer Organisation und Identität.

Soziale Systeme entwickeln Differenzierungspraktiken, um sich von ihrer Umwelt abzugrenzen und eine eigene Identität zu definieren. Diese Praktiken ermöglichen eine Reduktion von Komplexität, indem sie relevante von irrelevanten Informationen unterscheiden. Gleichzeitig beeinflussen diese Differenzierungen die Wahrnehmung und Reaktion von Systemen auf Veränderungen in ihrer Umwelt. Die Umwelt eines sozialen Systems umfasst eine Vielzahl von Elementen, darunter andere soziale Systeme sowie physische und symbolische Aspekte. Die Interaktionen zwischen einem sozialen System und seiner Umwelt sind durch gegenseitige Beeinflussung gekennzeichnet. Der Rahmen für systeminterne Prozesse wird durch die Umwelt vorgegeben, während das System seinerseits die Umwelt modifizieren kann. Auch im Hinblick auf die Dynamik von Humandifferenzierungen kommt sozialen Systemen eine aktive Rolle bei der Gestaltung ihrer Umwelt zu. Soziale Systeme bewerkstelligen dies durch die Erzeugung, Bewahrung und Transformation sozialer Normen, Werte und Praktiken. Diese legen wiederum die Möglichkeiten und Grenzen des individuellen und kollektiven Handelns fest. Diese Thematik wird im weiteren Verlauf der Untersuchung kontinuierlich aufgegriffen. Soziale Systeme werden dabei *sowohl als geschlossen wie auch als offen* begriffen. Diese scheinbare Paradoxie resultiert aus der spezifischen Art und Weise, wie autopoietische Systeme funktionieren (Luhmann 1997a, 68). Die operative Geschlossenheit bezieht sich auf die interne Logik und Selbstreproduktion eines Systems: Es erzeugt und erhält sich selbst durch rekursive Prozesse, die von seinen eigenen Strukturen und Operationen geleitet werden, unabhängig von äußeren Einflüssen. Dies bedeutet, dass die fundamentalen Mechanismen, die ein System am Laufen halten, intern generiert werden und das System sich durch die Vernetzung seiner eigenen Operatio-

nen kontinuierlich reproduziert. Gleichzeitig sind soziale Systeme in einem anderen Sinne offen (ebd., 69). Diese Offenheit ergibt sich aus der Art und Weise, wie sie mit ihrer Umwelt interagieren. Obwohl autopoietische Systeme intern gesteuert werden und ihre Operationen nicht direkt von außen bestimmt werden, sind sie dennoch fähig, Informationen und Irritationen aus ihrer Umwelt aufzunehmen und darauf zu reagieren. Die Offenheit bezieht sich also auf die Umweltsensibilität des Systems, seine Fähigkeit zur Wahrnehmung von Veränderungen und zur Anpassung seiner Strukturen in Reaktion darauf. Diese Interaktion mit der Umwelt erfordert keine Aufgabe der operativen Geschlossenheit; vielmehr erlaubt sie dem System, seine eigene Komplexität und Anpassungsfähigkeit zu erhöhen. Die Kombination aus operativer Geschlossenheit und umweltbezogener Offenheit ermöglicht es sozialen Systemen, eine dynamische Stabilität zu bewahren, indem sie ihre interne Ordnung kontinuierlich reproduzieren, während sie gleichzeitig auf die Herausforderungen und Chancen reagieren, die sich aus ihrer Interaktion mit der Umwelt ergeben. Dieses Zusammenspiel aus Geschlossenheit und Offenheit ist entscheidend für die Evolution und Persistenz sozialer Systeme (Endreß 2023, 202).

2.2.3 Selbstreferenzialität

Der Begriff der Selbstreferenz bezeichnet zunächst die Fähigkeit eines Systems, die eigenen Elemente, Operationen oder Kommunikationen als Basis für weitere Operationen zu nutzen. Diese interne Dynamik erlaubt dem System, Prozesse auf Basis der eigenen Struktur durchzuführen. Operativ geschlossene, selbstreferenzielle Systeme operieren ausschließlich auf der Grundlage ihrer eigenen Strukturen und Operationen. Dies erfolgt durch Selbstbezug, wodurch Elemente und Strukturen generiert und modifiziert werden (Aretz 2022, 190). Selbstreferenz impliziert somit eine Autonomie, bei der Informationen und Prozesse intern erzeugt, verarbeitet und angepasst werden. Der Fokus liegt folglich auf dem System selbst statt auf externen Einflüssen. Selbstreferenzielle Systeme sind durch interne Rückkopplungsschleifen gekennzeichnet, welche die Grundlage für die weiteren Entwicklungen und Operationen des Systems bilden. Aus der vorliegenden Perspektive lässt sich Selbstreferenzialität folglich als ein Prinzip definieren, welches die Fähigkeit von sozialen Systemen beschreibt, sich auf sich selbst zu beziehen und auf dieser Grundlage zu operieren, zu steuern und sich anzupassen. Demnach werden Systeme weniger durch externe Einflüsse geformt, sondern vor allem durch die Art und Weise, wie sie interne Prozesse auf der Basis ihrer eigenen Strukturen und vorherigen Zustände gestalten (Luhmann 2002b, 118). Selbstreferenzielle Systeme sind zudem durch ihre inhärente Fähigkeit zur Evolution und Anpassung gekennzeichnet. Diese Dynamik basiert auf einem kontinuierlichen Prozess der Selbstorganisation, in dessen Verlauf das System seine Strukturen und Operationen im Laufe der Zeit modifiziert, um auf interne und externe Veränderungen zu

reagieren. Diese evolutionäre Kapazität gewährleistet die Aufrechterhaltung und Erweiterung der Lebensfähigkeit des Systems innerhalb einer sich wandelnden Umgebung. Die theoretische Fundierung dieser Eigenschaft findet sich unter anderem in der Kybernetik zweiter Ordnung, welche betont, dass Systeme nicht statisch sind, sondern vielmehr durch Rückkopplungsschleifen und interne Prozesse der Selbstbeobachtung gekennzeichnet, wodurch eine fortlaufende Anpassung und Transformation ermöglicht wird. Die Anpassungsfähigkeit selbstreferenzieller Systeme wird folglich nicht als eine bloße Reaktion auf äußere Reize definiert, sondern als ein proaktiver, von der internen Struktur und Historie des Systems gesteuerter Prozess. Dies betont die Relevanz der internen Zustände und vergangenen Erfahrungen des Systems für die Ausgestaltung seiner Reaktionen und Evolution.

Die *Emergenz* stellt ein weiteres Phänomen in der Betrachtung selbstreferenzieller Systeme dar. Sie bezeichnet die Entstehung neuer Eigenschaften und Verhaltensweisen, die nicht direkt aus den Komponenten des Systems abgeleitet oder vorhergesagt werden können. Emergente Phänomene manifestieren sich als Resultat komplexer Interaktionen innerhalb des Systems, welche durch selbstreferenzielle Prozesse organisiert und moduliert werden. Diese emergenten Eigenschaften sind für das Gesamtsystem charakteristisch und können nicht auf die Summe seiner Einzelteile reduziert werden. In der wissenschaftlichen Diskussion wird der Begriff der Emergenz häufig in Kontexten wie der Bewusstseinsforschung, sozialen Netzwerken oder ökologischen Systemen verwendet. Dabei steht die Frage im Mittelpunkt, wie das Zusammenwirken einfacherer Einheiten zu komplexen und unvorhersehbaren Mustern führt. Emergenz betont die Relevanz von Interaktionen und Relationen innerhalb des Systems, welche durch selbstreferenzielle Mechanismen koordiniert werden. Der Prozess der Emergenz verdeutlicht die Nichtlinearität und Unvorhersagbarkeit in der Entwicklung selbstreferenzieller Systeme. Die daraus resultierenden emergenten Eigenschaften stellen dabei sowohl eine Herausforderung für das Verständnis als auch eine Quelle neuer Möglichkeiten und Innovationen dar.

Selbstreflexivität, eine erweiterte Form der Selbstreferenzialität, kann als charakteristische Eigenschaft von Systemen zweiter Ordnung bezeichnet werden. Die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung und Reflexion ist ein wesentliches Charakteristikum von Systemen zweiter Ordnung. Im Gegensatz zu einfachen selbstreferenziellen Prozessen gehen Systeme zweiter Ordnung über die reine Reproduktion ihrer selbst hinaus. Sie sind in der Lage, ihre eigenen Operationen und Strukturen zu beobachten, zu bewerten und kritisch zu reflektieren (Müller and Müller, 555). Diese Ebene der Reflexivität – oder Selbstreflexivität – ermöglicht es Systemen, eine Meta-Perspektive einzunehmen. Sie können über ihre eigene Funktionsweise nachdenken, ihre eigenen Prozesse und Strukturen kritisch hinterfragen und sich der Bedingungen ihrer Existenz bewusst werden. Diese Fähigkeit ist besonders in sozialen Systemen ausgeprägt, wo sie die Grundlage für komplexe soziale Phänomene wie Lernen, Anpassung und Innovation bildet. Selbstreflexive Systeme können ih-

re eigenen Handlungen und Strukturen in einem größeren Kontext verstehen und auf dieser Grundlage Entscheidungen treffen, die ihre Entwicklung und ihr Überleben beeinflussen. In der Kybernetik zweiter Ordnung, einem Bereich, der sich mit der Beobachtung von Beobachtungen beschäftigt, wird diese Fähigkeit zur Selbst-reflexivität besonders betont (Maldonado and Concha 2022). Hierbei wird der Beobachter in die Analyse miteinbezogen, und es wird anerkannt, dass jede Beobachtung von der Struktur und den Operationen des beobachtenden Systems abhängig ist. Die Kybernetik zweiter Ordnung erkundet, wie Systeme (einschließlich wissenschaftlicher und sozialer Systeme) ihre eigenen Beobachtungs- und Erkenntnisprozesse reflektieren und dadurch ein tieferes Verständnis ihrer selbst und ihrer Umwelt erlangen können. Die Unterscheidung zwischen Systemen erster und zweiter Ordnung ist somit wesentlich eine Frage der Reflexivität und des Bewusstseinsgrades. Während Systeme erster Ordnung durch selbstreferenzielle Prozesse charakterisiert sind, die ihre eigene Reproduktion ermöglichen, zeichnen sich Systeme zweiter Ordnung durch die zusätzliche Fähigkeit aus, diese Prozesse zu beobachten, zu hinterfragen und auf Basis dieser Reflexionen zu handeln.

2.2.4 Systemrechtfertigung und normative Ordnung durch Kommunikation

Gemäß der Theorie der Systemrechtfertigung streben Individuen danach, die bestehenden sozialen Strukturen grundsätzlich als legitim und gerechtfertigt anzuerkennen:

Menschen neigen oft unbewusst dazu, den bestehenden Zustand von Gesellschaft, Wirtschaft und Politik zu unterstützen und zu rechtfertigen. Diese Tendenz, den Status quo zu bestärken, unterscheidet sich von Person zu Person und verändert sich je nach Umständen und persönlichen Neigungen (Jost 2020, 62). Im Kern geht es darum, kognitive Dissonanzen zu mindern und das Gefühl von Vorhersehbarkeit und Sicherheit zu stärken. Während auf die Theorie der Systemrechtfertigung an anderer Stelle detaillierter einzugehen sein wird (Kap. 4.6), soll zunächst die Grundidee eingeführt und mit dem systemtheoretischen Ansatz der Kommunikation sowie dem intersektionalen Konzept der Artikulation verknüpft werden. Dieser Schritt positioniert die Systemrechtfertigungstheorie in einem umfassenderen Kontext, der für das tiefere Verständnis des Buches unerlässlich ist. Das schrittweise Heranführen an die Systemrechtfertigungstheorie und deren spätere detaillierte Ausarbeitung sollen das Verständnis der zugrunde liegenden komplexen Konzepte erleichtern. Die fortlaufende Referenzierung der Systemrechtfertigungstheorie hebt ihre zentrale Bedeutung für das Kernthema der Untersuchung hervor, was die thematische Kohärenz stärkt und die kontinuierliche Relevanz der Theorie für die erörterten Themenbereiche betont. Auch das Bedürfnis nach existenzieller Sicherheit wird noch aus verschiedenen disziplinären Perspektiven zu beleuchten sein,

beispielsweise im Rahmen der Terror-Management-Theorie und des Konzepts der Todesbewusstheit (siehe Kap. 4).

Im Kontext der Systemtheorie ist die Motivation zur Systemrechtfertigung zunächst als grundlegender anthropologischer Mechanismus zu verstehen, der die Stabilität und Homöostase innerhalb eines sozialen Systems fördert. Indem Individuen bestehende soziale Arrangements rechtfertigen, tragen sie zur Aufrechterhaltung des Status quo bei. Das lässt sich aus systemtheoretischer Sicht als eine Form der negativen Rückkopplung² interpretieren. Diese negative Rückkopplung wirkt Veränderungen oder Störungen im System entgegen und fördert so die systemische Stabilität. Die Integration des Konzepts der Systemrechtfertigung, das als tief verwurzeltes psychologisches Bedürfnis nach Sicherheit verstanden wird, bereichert das systemtheoretische Verständnis von Kommunikation erheblich. Kommunikation ist systemtheoretisch der grundlegende Prozess, durch den soziale Systeme ihre Struktur und ihre Grenzen definieren und aufrechterhalten. Sie ermöglicht es Systemen, sich selbst zu organisieren und zu reproduzieren, indem sie Sinn konstruiert und verarbeitet. Durch die Neuausrichtung individueller Handlungen auf die Rolle der Kommunikation innerhalb sozialer Systeme eröffnet sich ein vertieftes Verständnis für die Konstruktion gesellschaftlicher Realitäten. Soziale Systeme erneuern sich kontinuierlich durch wiederkehrende Kommunikationsprozesse, die nicht nur ihre eigene Struktur, sondern auch die vorherrschenden Normen und Werte definieren. Kommunikation bildet somit nicht nur oberflächliche Interaktionen ab, sondern verkörpert fundamentale Prozesse, die wesentlich zur Legitimation des Systems beitragen. Bemerkenswert ist, dass das Streben nach Systemrechtfertigung nicht nur ein individuelles Phänomen darstellt, sondern durch soziale Kommunikation innerhalb sozialer Systeme maßgeblich gefördert und verstärkt wird. Dies deutet darauf hin, dass die Neigung, das System zu rechtfertigen, nicht ausschließlich auf individuellen oder gruppenbasierten Präferenzen beruht, sondern durch die innerhalb des Systems zirkulierenden kommunikativen Inhalte genährt und legitimiert wird. Kommunikation konstituiert sich durch die Synthese dreier Selektionen: der Information, die den fremdreferentiellen Inhalt abbildet, der Mitteilung, die als Ausdruck der Selbstreferenzialität der Kommunikation fungiert, und des Verstehens, das die Beobachtung der Differenz von Mitteilung und Information darstellt und den Anschlussmodus zwischen Selbst- und Fremdreferenz bestimmt (P. Fuchs 2012, 91). Die Einbettung der Idee

-
- 2 Im Gegensatz zur negativen Rückkopplung, die darauf abzielt, das System zu stabilisieren und auf einen Gleichgewichtszustand zurückzuführen, fördert die positive Rückkopplung eine Verstärkung von Veränderungen, die das System von seinem ursprünglichen Zustand entfernen können. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass die Begriffe »negativ« und »positiv« in der Soziokybernetik keinerlei normative Bewertungen implizieren. Stattdessen beschreiben sie funktionale Prozesse innerhalb eines Systems.

der Systemrechtfertigung in diesen Rahmen verdeutlicht, dass Kommunikationsprozesse innerhalb sozialer Systeme nicht nur der Informationsweitergabe und Handlungskoordination dienen, sondern ebenso der Legitimierung bestehender sozialer, ökonomischer und politischer Arrangements. Die Akzeptanz des Status quo, wie sie von der Systemrechtfertigungstheorie beschrieben wird, wird durch kommunikative Handlungen verstärkt, welche bestimmte Ideologien, Stereotype und Normen reproduzieren. Die genannten kommunikativen Handlungen tragen zur Konstruktion einer gesellschaftlichen Realität bei, in der Ungleichheiten und Machtstrukturen als natürlich, gerechtfertigt oder unvermeidlich erscheinen. In der Debatte um die Rechtfertigung von Systemen stellt die oft unscharfe Abgrenzung zwischen dem, was als »Gruppe«, und dem, was als »soziales System« definiert wird, einen wesentlichen Aspekt dar. Die Frage, inwiefern sich Gruppen von Systemen unterscheiden und wie diese Kategorien in Bezug auf die Rechtfertigung sozialer Strukturen interagieren, ist Gegenstand unterschiedlicher Auffassungen. Während einige Positionen Gruppen als Subsysteme innerhalb eines größeren sozialen Systems betrachten, argumentieren andere, dass Gruppen und Systeme eigenständige Entitäten mit unterschiedlichen Dynamiken und Funktionen sind. Im Rahmen dieser Untersuchung erscheint es zweckdienlich, den Begriff *soziales System* als eine übergreifende Struktur zu definieren, die Gruppen, Kollektive und Kulturen umfasst, ohne jedoch ausschließlich auf diese beschränkt zu sein. Dabei ist der Begriff stets in einem spezifischen sprachlichen, kulturellen und hegemonial-kontextuellen Rahmen zu betrachten, wie er im vorliegenden Werk insbesondere auf den deutschsprachigen mitteleuropäischen Kontext angewandt wird. Diese Kontextualisierung ermöglicht es, die Dynamiken von Systemen in ihrer historischen, sozialen und geopolitischen Einbettung differenziert zu analysieren, wobei die interdependente Beziehung zwischen Sprache, Kultur und Hegemonialstrukturen in der Region explizit berücksichtigt wird. Diese Sichtweise erlaubt eine ganzheitlichere Betrachtung der Mechanismen der Systemrechtfertigung, welche über einzelne Gruppenidentitäten hinausgeht und die Rolle der kommunikativen Prozesse innerhalb des gesamten Systems in den Vordergrund stellt. Die Berücksichtigung des Systems in seiner Gesamtheit erlaubt eine bessere Einsicht in die Förderung und Verstärkung systemrechtfertigender Überzeugungen durch soziale Kommunikation über Gruppengrenzen hinweg. Dies trägt zur Stabilisierung und Legitimierung des Systems als Ganzes bei. Diese Perspektive verdeutlicht die enge Verflechtung von Systemtheorie und Theorie der Systemrechtfertigung, insbesondere im Hinblick auf das Element der Kommunikation. Die Kommunikation stellt einen essenziellen Mechanismus dar, durch den soziale Systeme nicht nur ihre Existenz und ihre Strukturen definieren und aufrechterhalten, sondern auch die Legitimität und normative Ordnung dieser Systeme kontinuierlich neu verhandeln und bestätigen.

Während diskursive und mediale Kommunikationsformen innerhalb sozialer Systeme primär zur Stabilisierung existierender sozialer Ordnungen und zur Befriedigung psychologischer Bedürfnisse nach Systemrechtfertigung beitragen, eröffnet das intersektionale Konzept der *Artikulation* (siehe Kap. 9.1) eine weiterführende Perspektive auf die dynamischen Kommunikationsprozesse in diesen Systemen. Im Rahmen der Artikulation werden diverse soziale Kräfte, wie ökonomische Interessen, politische Ideologien, kulturelle Normen und soziale Identitäten, nicht nur miteinander verwoben, sondern auch aktiv ausgehandelt. Der hier beschriebene Prozess erlaubt es, die komplexe Interaktion und die sich daraus ergebenden Überschneidungen verschiedener sozialer Kategorien in einer vertieften Weise zu verstehen. Die fortwährende Artikulation individueller Subjektpositionen innerhalb sozialer Systeme generiert semantische Grenzlinien, deren Logik der Differenz durch kulturelle Codes vermittelt wird. Diese Grenzen tragen sowohl zur Stabilisierung als auch zur Infragestellung normativer Ordnungen bei. Wie in Kapitel 8 näher ausgeführt wird, vermitteln kulturelle Codes Bedeutungen durch strukturelle Kopplungen, wobei sie als stets vorläufig und niemals vollständig festgelegt zu betrachten sind. Diese Strukturen reflektieren die fortlaufende Dynamik der Bedeutungsdifferenzierung und akzentuieren die kontinuierliche Neugestaltung von Identifikationsmöglichkeiten. Die fortwährende Neuauslegung kultureller Codes hinterfragt die normativen Grundlagen sozialer Systeme und fördert gleichzeitig deren Neugestaltung. Im Kontext sozialer Systeme bezieht sie sich auf die dynamische und kontinuierliche Anpassung und Interpretation der kulturellen Normen, Werte, Überzeugungen und Symboliken, die die Basis des sozialen Zusammenlebens bilden. Kulturelle Codes bezeichnen tiefverwurzelte, oft implizite Regeln und Muster, welche die Art und Weise bestimmen, wie Mitglieder einer Gesellschaft miteinander interagieren, Ereignisse interpretieren und ihre Identität konstruieren. Sie unterliegen einem ständigen Wandel, der durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst wird, darunter soziale, politische, ökonomische und technologische Veränderungen innerhalb und außerhalb der Gesellschaft. Die Neuauslegung erfolgt durch Diskurse, Medien, Kunst, Bildung, rechtliche Entscheidungen und andere Formen der Kommunikation, wodurch neue Perspektiven, Herausforderungen und Möglichkeiten in die soziale Wahrnehmung eingebracht werden. Der hier beschriebene Prozess ermöglicht es Gesellschaften, sich an veränderte Bedingungen anzupassen, Innovationen zu integrieren und Konflikte zu verhandeln. Es handelt sich hierbei um ein zentrales Element der sozialen Dynamik, welches zur Entwicklung und Transformation sozialer Strukturen beiträgt. Dies erfolgt durch eine fortlaufende Neudefinition und Verhandlung der Grundlagen des Zusammenlebens. Die beschriebenen Prinzipien verdeutlichen die anpassungsfähige und selbstreferenzielle Natur sozialer Systeme. Dies erfolgt durch die Darstellung der Formung, kontinuierlichen Neuverhandlung und Bestärkung kollektiver Rechtfertigungsstrukturen, welche als Netzwerke geteilter Normen, Werte

und Überzeugungen verstanden werden. Diese Strukturen werden durch Kommunikation nicht nur geformt, sondern auch kontinuierlich neu verhandelt und bestärkt. Die Nichtlinearität spielt dabei eine zentrale Rolle, da soziale Prozesse und Phänomene komplexen und unvorhersehbaren Mustern folgen. Dies impliziert, dass die Unterstützung oder Ablehnung sozialer Systeme durch Individuen nicht mittels einer simplen Deduktion aus einzelnen Faktoren oder Identitätsmerkmalen abgeleitet werden kann. Die Interaktion zwischen unterschiedlichen sozialen, ökonomischen und politischen Kräften kann zu unerwarteten Ergebnissen und Dynamiken führen. Intersektionale Überschneidungen wirken sich zudem auf die Wahrnehmung und Rechtfertigung sozialer Systeme durch die Individuen aus. Die Intersektionalität verdeutlicht, dass die Rechtfertigung eines Systems nicht allein von der Position eines Individuums innerhalb einer einzelnen sozialen Kategorie abhängt, sondern auch von der komplexen Wechselwirkung dieser Kategorien.

2.2.5 Soziale Komplexität

Der Kernbegriff der sozialen Komplexität, insbesondere im Kontext der Untersuchung von Humandifferenzierung in der Gegenwart, impliziert die Vielschichtigkeit globalisierter und differenzierter Gesellschaftsformationen (vgl. Kap. 2.2.1). Globalisierte Gesellschaften sind dadurch gekennzeichnet, dass sie in einem hohen Maße voneinander abhängig sind und miteinander in Beziehung stehen, sowohl auf lokaler als auch auf globaler Ebene. Dies resultiert in einer gesteigerten Komplexität in sozialen, ökonomischen und politischen Strukturen. Soziale Komplexität ist durch eine Reihe von Schlüsselmerkmalen gekennzeichnet, darunter *Interdependenz*, *nicht-lineare Dynamik*, *Emergenz*, *Selbstorganisation*, *Adaptivität* sowie *Vielfalt und Differenzierung* (Donnelly 2023, 14; Carmichael 2019; Mitchell 2009; La Porte 2015). Der Begriff der sozialen Komplexität verweist somit auf den Grad der Vielschichtigkeit, der Vernetzung und der sich daraus ergebenden Konsequenzen innerhalb eines Entscheidungsfeldes (Willke 1987, 23). Die Art der Komplexität zeichnet sich vor allem durch die dynamische Beziehung zwischen einem System und seiner Umwelt aus, eine Beziehung, die also nicht als ein statischer Zustand, sondern vielmehr als ein relationaler Prozess verstanden wird (Luhmann 1970, 115). Im Mittelpunkt steht dabei nicht die schiere Anzahl potenziell möglicher struktureller Verknüpfungen, sondern die gezielte Selektivität dieser Verbindungen. Entscheidend ist, wie ein soziales System aus der Fülle von Möglichkeiten spezifische Verknüpfungen auswählt und andere ausschließt, um funktionale Ordnungen zu schaffen und zu erhalten (Luhmann 1996, 47). Die *selektive Vernetzung* erlaubt es sozialen Systemen, reduktive Ordnungen innerhalb der eigenen komplexen Struktur zu bilden. Die Einheit der Komplexität manifestiert sich somit in der Form der Relation wechselseitiger Ermöglichung: Elemente und Subsysteme eines sozialen Systems ermöglichen und beschränken sich gegenseitig in ihrer Funktion und Entwicklung, wodurch ein

adaptives und dynamisches Gleichgewicht entsteht. Diese Wechselwirkungen sind nicht linear und können zu unvorhersehbaren Mustern und Ergebnissen führen, die wiederum die Entwicklung des Systems beeinflussen (Kappeler et al. 2019). Die Emergenz neuer Muster und Strukturen aus den Interaktionen der Systemelemente heraus stellt somit ein weiteres zentrales Merkmal sozialer Komplexität dar. Emergente Phänomene können nicht allein durch die Eigenschaften der einzelnen Elemente erklärt werden, sondern entstehen durch deren Zusammenwirken auf eine Weise, die neue Eigenschaften und Funktionen hervorbringt. Diese emergenten Eigenschaften tragen zur Anpassungsfähigkeit und Resilienz des Systems bei, indem sie neue Lösungsansätze für Herausforderungen bieten. Als Mechanismus der Selektion und Orientierung in einer überkomplexen Welt dient Sinn, indem er die Vielzahl von möglichen Erlebnissen und Handlungen auf eine bearbeitbare Auswahl reduziert. Soziale Systeme zielen wie dargelegt darauf ab, Komplexität zu bewältigen und zu reduzieren. Sie schaffen eine Verbindung zwischen der immensen Komplexität der Welt und den begrenzten menschlichen Kapazitäten zur bewussten Verarbeitung von Eindrücken, die aufgrund angeborener menschlicher Beschränkungen größtenteils unveränderlich sind. Diese Funktion wird durch die Gründung von Systemen realisiert, die eine deutliche Unterscheidung zwischen dem Inneren des Systems und seiner äußeren Umgebung vornehmen. Die Differenzierung von innen und außen ermöglicht die Schaffung von Bereichen geringerer Komplexität (Luhmann 1970, 123). Soziale Systeme entstehen entsprechend als Antwort auf die Grenzen menschlicher Verarbeitungskapazitäten. Sie entlasten den Menschen von der zunehmenden Komplexität heutiger Gesellschaften und führen damit zur Notwendigkeit von Arbeitsteilung, Differenzierung und Spezialisierung (Schroer 2017, 278). Die zunehmende soziale Komplexität, die durch das kontinuierliche Wachstum der Gruppengröße hervorgerufen wird, bedingt eine gleichzeitig fortschreitende Binnendifferenzierung. Auch diese interne Diversifizierung dient als Mechanismus zur Bewältigung und Auflösung der durch die Komplexitätszunahme entstehenden Herausforderungen. Indem innerhalb eines sozialen Systems vielfältige Subsysteme und Rollen ausgebildet werden, wird die Komplexität nicht nur verwaltet, sondern auch produktiv genutzt. Dies ermöglicht es den Systemen, flexibel auf Veränderungen zu reagieren und die Vielfalt der Bedürfnisse und Perspektiven ihrer Mitglieder zu integrieren. Dadurch entwickeln sich soziale Systeme dynamisch weiter und erhöhen ihre Fähigkeit zur Selbstorganisation und Anpassung an sich wandelnde Umwelten. Somit ist die fortlaufende Binnendifferenzierung essenziell für die Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit und Stabilität inmitten sozialer Komplexität.

In Abgrenzung zu anderen system- und komplexitätstheoretischen Ansätzen wird im vorliegenden Ansatz das Prinzip der individuellen Handlungsmacht (agency) nicht negiert oder bagatellisiert, sondern in das dynamische Wechselspiel zwischen Individuen und Gesellschaften integriert. Die individuelle Handlungsmacht

ist ein zentraler Bestandteil des Phänomens der Emergenz, das die Entstehung sozialer Phänomene und Verhaltensweisen beschreibt, die nicht vollständig vorhersehbar sind. Obwohl menschliche Mechanismen des Fühlens, Denkens und Handelns soziale Systeme beeinflussen, wird das starre »Entweder-oder« – wie es im strikten methodologischen Individualismus einerseits (menschliche Existenz wird gänzlich durch individuellen Willen und Handlungsmacht bestimmt) und im rigiden Strukturalismus andererseits (soziale Strukturen dominieren das Leben) vertreten wird – abgelehnt. Stattdessen wird ein dynamisches Wechselspiel anerkannt, bei dem weder Individuen noch Strukturen allein soziale Realitäten determinieren, sondern beide in einer komplexen Interaktion zueinanderstehen. Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden verschiedene Formen von Handlungsmacht diskutiert, etwa im Kontext evolutionär-anthropologischer Verhaltensweisen, die sich in automatisierten, schematischen Prozessen (sogenannte System-1-Prozesse) äußern (Kahneman 2013; Kannengiesser and Gero 2019; Faghihi et al. 2015), sowie in reflexiven, prinzipiell offenen und unvorhersagbaren Prozessen (ebd.), die im Großhirn verarbeitet werden (sogenannte System-2-Prozesse) (siehe insbesondere Kapitel 3 und 6). Agency umfasst ein breites Spektrum an Möglichkeiten, das immer in die Matrix sozialer Komplexität eingebettet ist. Diese Komplexität setzt sich aus den hier diskutierten Komponenten der Interdependenz, nicht-linearen Dynamik, Emergenz, Selbstorganisation, Adaptivität sowie Vielfalt und Differenzierung zusammen. Obgleich eine Vielzahl divergierender Ansätze zur Komplexität sozialer Systeme existiert, sollen im Rahmen der vorliegenden Untersuchung vornehmlich die zentralen Aspekte jener Komplexitätstheorien Berücksichtigung finden, die in einem Mehrebenensystem operieren. Die Akteure bzw. »agents« (Carmichael 2019, 8) sind hierbei teilweise autonom und interdependent und handeln zumeist nach bestimmten Regeln (Miller and Page 2007, 101), obgleich ihnen individuelles und unvorhersehbares Verhalten zugeschrieben wird (Schneider 2014, 135). Diese Akteure können Individuen, Unternehmen oder zusammenhängende Gruppen sein, die sich in ihrem Status und ihrer Macht unterscheiden, insbesondere in Bezug auf den Zugang zu wesentlichen Ressourcen. Ein weiteres zentrales Merkmal, das für unsere Diskussion von Bedeutung ist und bereits bei den behandelten Herausforderungen (siehe Kapitel 2.1) angesprochen wurde, ist der empirische Befund des Fehlens einer zentralisierten Kontrolle in komplexen Systemen, die das Verhalten einzelner Elemente steuert (Carmichael 2019, 12; Day 2024, 18). In dieser generativen Perspektive sind es die *Adaptionen* der Akteure, die durch iterative und wechselseitige Anpassungsprozesse zu emergenten Mustern führen. Diese Akteure agieren *dezentral*, wobei ihr Verhalten dynamisch auf Veränderungen innerhalb des Systems sowie auf andere Akteure reagiert und sich entsprechend anpasst (Adaption). Der Begriff der »Fitness« wird dabei zentral, da die Akteure fortwährend bestrebt sind, ihre Ergebnisse im Zuge der Interaktionen mit ihrer Umwelt zu optimieren (Holland 1996, 49; Kauffman 1993). Die Fähigkeit zur Adaption innerhalb netzwerkartiger und

dezentralisierter Strukturen ist ein Schlüsselmerkmal, das alle Ansätze der Komplexitätstheorien verbindet. Stabile kollektive Strukturen entstehen niemals durch eine zentrale (Befehls- oder Steuerungs-)Autorität, sondern aus den netzwerkartigen Einheiten selbst heraus, im Sinne einer Bottom-up-Erklärung sozialer Phänomene (Mitchell 2009; Schneider 2014, 136; Miller and Page 2007, 147). Die Resultate dieser koevolutionären Prozesse, die durch die Bestrebungen der Akteure zur Steigerung ihrer individuellen Fitness angetrieben werden, manifestieren sich in temporären und instabilen Gleichgewichten, welche ein Systemverhalten mit begrenzter Vorhersehbarkeit generieren. Diese Eigenschaft wird in der Literatur häufig als *emergent* bezeichnet. Das in dieser Arbeit häufig thematisierte Konzept der Emergenz besagt, dass die Aktivitäten eines Systems mehr und anders sind als die Summe der individuellen Handlungen auf der unteren (lokalen) Ebene (Day 2024, 18). Im Gegensatz zu linearen Systemen, bei denen die Summe ihrer Teile die Summe ergibt, sind zeitgenössische soziale Systeme, die im Zentrum unserer Analyse der Humandifferenzierung stehen, niemals linear oder vorhersehbar. In diesem Kontext kann festgehalten werden, dass das Ganze niemals die Summe seiner Teile ist und somit kein Resultat einer einfachen Ursache-Wirkung-Beziehung darstellt (Theise 2023, 9). Eine Vielzahl von Phänomenen wird mit dem Verhalten komplexer Systeme in Verbindung gebracht, darunter chaotische Veränderungen, Emergenz, *Bifurkationen* (siehe Kapitel 8.3.2) und selbstorganisierte Kritikalität. Die Organisation komplexer sozialer Systeme – darunter die genannte *selektive Vernetzung* – basiert auf Feedbackschleifen (Day 2024, 19; Williams 2020), welche in dieser Arbeit als kulturelle Codes konzeptualisiert werden. Allerdings besteht bislang keine allgemein anerkannte Nomenklatur für die in adaptiven Systemen beobachteten Effekte.

2.2.6 Doppelte Kontingenz

Das Konzept der doppelten Kontingenz ist ebenfalls zentral für das Verständnis von Humandifferenzierung in funktional differenzierten Gesellschaften. Kontingenz bezeichnet die Möglichkeit, dass Ereignisse, Zustände oder Entscheidungen auch anders sein könnten, also weder notwendig noch unvermeidlich so sind, wie sie sind (Luhmann 1996, 184).

Einfache Kontingenz betrifft die Sichtweise, dass Handlungen oder Zustände von Systemen oder Personen potenziell anders sein könnten; ihr Eintreten ist nicht vorherbestimmt und könnte unter anderen Umständen anders ausfallen. Im Kontext der Humandifferenzierung impliziert dies, dass Unterschiede zwischen Menschen, wie Geschlecht oder soziale Klasse, nicht naturgegeben oder zwangsläufig sind, sondern durch gesellschaftliche Konventionen, Normen und Werte geformt werden. Diese Unterscheidungen sind kontingent, da sie auf Entscheidungen beruhen, die anders hätten getroffen werden können. Daraus folgt, dass die gängigen Methoden zur Kategorisierung und Sortierung von Menschen nicht

die einzigen Möglichkeiten darstellen; es gibt stets alternative Ansätze, über Identität und Zugehörigkeit zu denken und entsprechend zu handeln. Die Kontingenz von Humandifferenzierungen hebt die Bedeutung sozialer Konstruktionen bei der Formung von Identitäten und sozialen Kategorien hervor. Obwohl bestimmte Tendenzen bestehen, die im weiteren Verlauf dieses Buches diskutiert werden, markiert der Übergang von einer mehrheitlich durch religiöse Deutungssysteme geprägten Gesellschaftsinterpretation zu einem Verständnis von gesellschaftlichen Entwicklungen als bewusste Wahl zwischen Alternativen einen signifikanten Wandel (Willke 1987, 29). Dieser Wandel führt dazu, dass die Begründung für Entscheidungen in den Fokus rückt. Gleichzeitig steigt das Potenzial für Konflikte. Ein Anstieg der Kontingenz ist somit nur handhabbar, wenn effektive Mechanismen zur Konfliktregulation vorhanden sind. Hier wird der Zusammenhang zwischen Komplexität und Kontingenz deutlich: Komplexität beschreibt ein Entscheidungsfeld, in dem ein System auf die Anforderungen seiner Umwelt reagieren muss. Die Vielfalt an Möglichkeiten wird dabei zu einer Herausforderung für das System. Kontingenz hingegen bezieht sich auf die Handlungsalternativen des Systems und nicht auf das durch die Vielfalt der Handlungsoptionen entstehende Problem (ebd., 32). Diese Unterscheidung ist wesentlich, denn sie verdeutlicht, dass die Komplexität den Entscheidungsrahmen definiert, während die Kontingenz die möglichen Pfade aufzeigt, die ein System beschreiten kann. In diesem Zusammenhang ist die Fähigkeit zur Auswahl und Anpassung zentral für die Bewältigung von Systemdynamiken und potenziellen Konflikten.

Der Begriff der *Doppelten Kontingenz* bezeichnet eine Situation, in der das Verhalten von zwei oder mehr Akteuren (Individuen oder soziale Systeme) in einer Interaktion von den gegenseitigen Erwartungen und Reaktionen abhängt. Dies führt zu einer grundlegenden Unvorhersehbarkeit des Verhaltens anderer Akteure. Im Kontext von Humandifferenzierungen bedeutet dies, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die Kategorisierung von Menschen in einem fortlaufenden Prozess der wechselseitigen Beobachtung und Anpassung gestaltet werden. Die Berücksichtigung der Sozial- und Sachdimension verdeutlicht, dass soziale Kategorien und Identitäten nicht nur im Hinblick auf die Frage »Wer interagiert?« (Sozialdimension) gebildet werden, sondern auch hinsichtlich des Diskussionsgegenstands (Sachdimension). Die gegenseitigen Erwartungen sowie die Unvorhersehbarkeit des Verhaltens der anderen in der Sozialdimension bedingen eine Strukturierung und Verhandlung von Identitäten und Unterschieden. Die aus der doppelten Kontingenz resultierende Unbestimmtheit macht jeden Akteur für den anderen zu einer »Black Box«. In der Konsequenz resultiert hieraus ein Handlungsdruck, der darauf abzielt, Rollenerwartungen und soziale Kategorien zu definieren und auszuhandeln. Dies dient dem Zweck, Interaktionen berechenbar und verständlich zu gestalten (Luhmann 1997a, 337).

Die Sozialdimension thematisiert die gegenseitigen Erwartungen sowie das unvorhersehbare Verhalten anderer Akteure. Die Sachdimension hingegen betrachtet eine zusätzliche Ebene der Komplexität, indem sie beleuchtet, welche inhaltlichen Themen und Gegenstände in den genannten Interaktionen eine Rolle spielen. Die Produktion, Verbreitung und Institutionalisierung von Wissen über Unterschiede und Identitäten spielt eine nicht unwesentliche Rolle innerhalb der diskursiven Etablierung und Konstruktion von Humandifferenzierungen. Die Aushandlung von Identitäten erfolgt demnach nicht nur im sozialen Raum, sondern ist untrennbar mit der Sachdimension verbunden. Als Beispiele für die Verbindung von sozialem und sachlichem Raum können Normen, wirtschaftliche Bedingungen oder bildungsspezifische Anforderungen genannt werden. Des Weiteren manifestiert sich in den unvorhersehbaren Wechselwirkungen zwischen individuellen Handlungen, sozialen Erwartungen und sachlichen Bedingungen gleichsam das Prinzip der Nicht-Linearität. Sie spielt eine zentrale Rolle, indem sie aufzeigt, dass Entwicklungen und Veränderungen in der sozialen Strukturierung nicht direkt aus einzelnen Aktionen oder Entscheidungen abgeleitet werden können, sondern aus einem komplexen Zusammenspiel vielfältiger Faktoren entstehen. Der Begriff der Nicht-Linearität umfasst in diesem Kontext zwei Aspekte. Einerseits verweist er auf die Dynamik und Fließfähigkeit sozialer Kategorisierungsprozesse, andererseits auf die Tatsache, dass einfache Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge der Komplexität von Humandifferenzierungen nicht gerecht werden. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit den vielfältigen und oft unerwarteten Pfaden, welche Identitäten und soziale Kategorien im Laufe der Zeit nehmen können, ist erforderlich. Die methodische Anforderung einer intersektionalen und multimethodischen Herangehensweise ist von entscheidender Bedeutung für die Untersuchung von Diskriminierungsverhältnissen und erfordert eine Haltung der Offenheit für unerwartete Ergebnisse. Der Begriff der *Serendipität* bezeichnet eine zufällige, unerwartete Entdeckung, die bei der Suche nach etwas anderem gemacht wird. Dabei verbindet sich Serendipität mit den Konzepten der Nicht-Linearität und der doppelten Kontingenz durch das gemeinsame Element der Unvorhersehbarkeit und der Offenheit für neue Möglichkeiten. Die Nicht-Linearität besagt, dass Entwicklungen und Wechselwirkungen nicht geradlinig oder vorhersagbar verlaufen. Der Begriff der doppelten Kontingenz verweist auf die gegenseitige Unbestimmtheit in sozialen Interaktionen. Serendipität schließlich ergänzt diese Konzepte, indem sie das Potenzial für innovative Einsichten und Lösungen in den unerwarteten Konvergenzen und Divergenzen dieser dynamischen Prozesse hervorhebt. Im Rahmen der Intersektionalität wird ersichtlich, dass die Effekte, die durch das Zusammenspiel verschiedener Identifikationsmerkmale, Identitäten und Kategorien entstehen, nicht einfach summiert oder vorhergesagt werden können. Dieser Sachverhalt wird als Nicht-Linearität bezeichnet. Die Lebenserfahrung einer Person lässt sich nicht durch die einfache Addition ihrer Identitätsattribute

erfassen, sondern resultiert aus den komplexen, dynamischen und oft unerwarteten Wechselwirkungen dieser Merkmale. Die Erfahrungen einer schwarzen Frau lassen sich nicht durch eine einfache Addition der allgemeinen Erfahrungen von Frauen und schwarzen Menschen erfassen. Vielmehr müssen die spezifischen Bedingungen, die aus der Überschneidung von Rassismus und Sexismus entstehen, in ihrer gegenseitigen Beeinflussung analysiert werden. Das Konzept der doppelten Kontingenzt veranschaulicht die Komplexität und Nicht-Linearität in der Bildung sozialer Kategorien. Diese Perspektiven verdeutlichen die Notwendigkeit, sowohl die sozialen als auch die sachlichen Dimensionen in die Analyse von Humandifferenzierungen einzubeziehen, um die vielschichtigen, intersektionalen Erfahrungen von Individuen adäquat erfassen zu können. Es wird ersichtlich, dass Identitäten und Unterschiede in einem fortwährenden Prozess sozialer Interaktion und sachlicher Auseinandersetzung entstehen, wobei sie durch die wechselseitige Beeinflussung sozialer Erwartungen und inhaltlicher Themen geprägt sind. Die doppelte Kontingenzt offenbart die Unvorhersehbarkeit und Wandelbarkeit sozialer Kategorien und Identitäten innerhalb eines komplexen, funktional differenzierten sozialen Kontexts. Dadurch wird die zentrale Rolle der doppelten Kontingenzt in der Verhandlung von Vielfalt hervorgehoben.

2.2.7 Strukturelle Kopplung

Der Begriff der strukturellen Kopplung bezeichnet einen Prozess, durch den Systeme ihre interne Struktur auf der Grundlage von Informationen, welche durch codierte Bedeutungen übermittelt werden, anpassen und weiterentwickeln. Die codierten Bedeutungen fungieren dabei als Schnittstellen, welche den Austausch relevanter Informationen zwischen den unterschiedlichen Systemen ermöglichen, ohne dass dabei die spezifische Operationsweise und Autonomie der einzelnen Systeme beeinträchtigt wird. Der Begriff »Codierung« bezeichnet die spezifische Art und Weise der Transformation von Informationen innerhalb und zwischen den Systemen, wodurch Verständlichkeit und Anschlussfähigkeit gewährleistet werden. Die Codierung von Bedeutungen – der Prozess der Umwandlung von Erfahrungen und Zuständen in eine kommunizierbare Form – sowie die Decodierung – der Prozess der Interpretation und Integration dieser Bedeutungen in die interne Logik des empfangenden Systems – bilden die Grundlage für die strukturelle Kopplung. Diese Mechanismen ermöglichen den Austausch von Informationen zwischen Systemen, die trotz ihrer Unterschiede und spezifischen Logiken eine gemeinsame Entwicklung anstreben. Im vorliegenden integrativen Ansatz wird unter dem Begriff der strukturellen Kopplung die Übermittlung komplexer Interaktionen zwischen kognitiven, affektiven und leiblichen Prozessen sowie deren Beziehungen zu anderen Systemen verstanden. Die Verwendung codierter Bedeutungen erlaubt den Austausch von Informationen und Einflüssen zwischen den verschiedenen Ebenen,

was zur selbstorganisierenden und selbstreferenziellen Dynamik des gesamten Systems beiträgt. Dies impliziert, dass emotionale Zustände, körperliche Empfindungen und Gedanken durch spezifische Codierungen miteinander verbunden sind. Auf diese Weise werden diese Zustände – und damit letztlich auch die ihnen zugrunde liegenden Bedeutungen – über Systemgrenzen hinweg kommunizierbar und wirkmächtig. Die empirische Forschung belegt, dass spezifische emotionale Zustände und Gedanken spezifisch codiert werden und somit eine Kommunikation über Systemgrenzen hinweg ermöglichen. Ein exemplarisches Beispiel hierfür ist die Forschung zu Spiegelneuronen, welche aufzeigt, wie die Beobachtung von Handlungen anderer im eigenen Gehirn codiert und verarbeitet wird, was die Grundlage für Empathie und soziales Verständnis bildet. Die Erforschung der Schnittstellen zwischen körperlichen Prozessen und sozialen Interaktionen liefert wesentliche Erkenntnisse darüber, wie körperliche (z. B. Stressreaktionen) und emotionale Zustände (z. B. Freude oder Angst) soziale Interaktionen beeinflussen und umgekehrt. Diesbezüglich sind insbesondere Studien zur emotionalen Ansteckung sowie zur Wirkung von Körpersprache in sozialen Kontexten von großem Interesse. Wie in Kapitel 6 noch vertieft wird, findet das Konzept der strukturellen Kopplung auch in neuesten Erkenntnissen aus der Forschung zur sozialen Kognition eine Stütze. An dieser Stelle sei vorweggenommen, dass das Verständnis der strukturellen Kopplung als ein Mechanismus der Bedeutungsübermittlung zwischen Systemen eine solide und plausible Basis in den Theorien der verkörperten (embodied), eingebetteten (embedded), erweiterten (extended) und handelnden (enactive) Kognition findet (Schlicht 2023; Newen, Bruin, and Gallagher 2018; Gallagher 2023). Diese Perspektiven zusammenführend, lässt sich argumentieren, dass kognitive Prozesse nicht isoliert im Individuum existieren, sondern vielmehr tief in den biologischen, sozialen und materiellen Kontexten verankert sind, in denen das Individuum operiert. Verkörperte Erfahrungen – die tief in den biologischen und physischen Mechanismen des Körpers verwurzelt sind – beeinflussen nicht nur individuelle kognitive und affektive Prozesse, sondern gestalten auch die Art und Weise, wie Individuen mit ihrer Umgebung und anderen Systemen interagieren (Shapiro 2019; Setti and Borghi 2018; Guillaume et al. 2016; Guy and Dove 2016). Diese Erfahrungen werden durch spezifische Codierungen übermittelt, die als Brücken zwischen den unterschiedlichen Systemebenen dienen.

Des Weiteren sind Individuen und ihre kognitiven Prozesse in soziale und physische Umgebungen eingebettet, welche konstitutiv für die Entwicklung ihrer kognitiven Schemata sind. Dies verdeutlicht die Relevanz der Berücksichtigung der dynamischen Wechselwirkungen zwischen einem Individuum und seiner Umgebung, welche durch die strukturelle Kopplung gefördert werden. Des Weiteren erweitert die *extended cognition* das Verständnis von Kognition, indem sie betont, dass Artefakte und externe Strukturen in der Umgebung integrale Bestandteile des kognitiven Systems sind. Die dargestellte Perspektive verdeutlicht, dass strukturelle

Kopplungen auch Verbindungen zu externen Ressourcen umfassen, welche in den Prozess der Bedeutungsgenerierung integriert werden (Telakivi 2023). Schließlich betont die enaktive Perspektive, dass kognitive Strukturen durch aktive Interaktionen mit der Welt entstehen und sich verändern (Sepúlveda-Pedro 2023). Die Teilnahme an sozialen und körperlichen Praktiken ist somit entscheidend für die Entwicklung und Transformation multidimensionaler Schemata. Das wiederum hebt die Rolle der Handlung in der Generierung von Bedeutungen im Rahmen der strukturellen Kopplung hervor.

Batesons Erkenntnisprogramm des Prinzips der Differenzierung von Differenzen, wonach Informationen und Bedeutungen nicht aus statischen Entitäten, sondern aus der Wahrnehmung von Unterschieden – spezifischer: aus der Unterscheidung von Unterschieden – entstehen, soll ebenfalls mit dem Prozess der strukturellen Kopplung verbunden werden (Bateson 1999). Im Zentrum steht die Idee, dass die Identifikation und Interpretation von Differenzen (Unterschieden) den Kern der Informationsverarbeitung und Bedeutungsgenerierung in autopoetischen Systemen bildet. Demnach generiert ein System Informationen durch das Erkennen von Unterschieden, die einen Unterschied machen. Batesons Auffassung spiegelt die Funktionsweise der strukturellen Kopplung wider, bei der es um die wechselseitige Beeinflussung und Anpassung der Systeme durch den Austausch codierter Bedeutungen geht. Die Einsicht, dass Bedeutungen aus der Wahrnehmung und Interpretation von Unterschieden entstehen, impliziert, dass Bedeutung den Ereignissen nicht inhärent ist, sondern aus der Fähigkeit von Systemen erwächst, relevante Unterscheidungen zu treffen. Dieser Ansatz ist fundamental für das Verständnis autopoetischer Systeme, die ihre eigene Organisation und Struktur durch die kontinuierliche Selbst(re)produktion ihrer Bestandteile aufrechterhalten und dabei aktiv ihre Umwelt wahrnehmen und auf sie reagieren (Baraldi, Corsi, and Esposito 1997, 187).

Die strukturelle Kopplung ermöglicht den Austausch und die Ko-Produktion von Bedeutungen zwischen den Systemen. Sie basiert auf dem Prinzip der Differenzierung von Differenzen (Rieger 2003, 328; Luhmann 1997a, 114). Im dynamischen Prozess der strukturellen Kopplung, welcher Systeme befähigt, aufeinander einzuwirken und sich gegenseitig anzupassen, spielen affektiv-kognitiv-leibliche Schemata sowie kulturelle Codierungen eine zentrale Rolle. Diese Interaktion basiert auf dem Erkennen und der Interpretation von Differenzen, wodurch die Systeme Informationen aus ihrer Umwelt extrahieren und gemäß ihrer eigenen Logik verarbeiten. Die Übermittlung von Bedeutungen zwischen Systemen erfolgt durch codierte Nachrichten, beispielsweise Symbole, Sprache oder Gesten. Diese werden von einem System erzeugt und von einem anderen auf der Basis seiner eigenen Schemata und kulturellen Codierungen interpretiert. Die Wahrnehmung, emotionale Bewertung und körperliche Erfahrung von Informationen wird durch affektiv-kognitiv-leibliche Schemata bestimmt, welche als innere Strukturen

fungieren. Sie definieren den Kontext, innerhalb dessen Bedeutungen generiert, verarbeitet und interpretiert werden. Diese Schemata sind tief in den kulturellen Codierungen verankert, welche wiederum festlegen, welche emotionalen Reaktionen, kognitiven Bewertungen und leiblichen Erfahrungen in einem gegebenen kulturellen Kontext als angemessen oder signifikant gelten. Die dynamische Generierung von Bedeutung in der Interaktion zwischen Systemen basiert folglich auf dem kontinuierlichen Prozess der Identifikation relevanter Differenzen und deren Integration in den individuellen und kollektiven Kontext. Dieser Prozess wird durch affektiv-kognitiv-leibliche Schemata gefiltert und geformt. Sie leiten nicht nur individuelle Erfahrungen und Interpretationen, sondern sind ihrerseits durch kulturelle Codierungen geprägt. Diese Codierungen stellen ein gemeinsames Verständnis und eine gemeinsame Sprache zur Übertragung von Bedeutungen bereit, wodurch letztlich eine Ko-Konstruktion sozialer Realitäten ermöglicht wird (Rieger 2003, 327). Die affektiv-kognitiv-leiblichen Schemata und kulturellen Codierungen ermöglichen den Systemen, codierte Nachrichten nicht nur zu dekodieren, sondern auch Bedeutungen in einer Weise zu generieren und anzupassen, die sowohl individuellen Bedürfnissen als auch kollektiven Normen und Werten entspricht. Daher kann die Ko-Produktion von Bedeutung nicht als ein linearer oder statischer Prozess begriffen werden, sondern als ein dynamischer, iterativer Austausch, der durch die Verflechtung von individuellen Erfahrungen und kulturellen Kontexten gekennzeichnet ist (Luhmann 1997a, 108; Bateson 1999, Kap. 3). Die Codierung von Bedeutungen – als zentraler Mechanismus der strukturellen Kopplung – lässt sich als Prozess beschreiben, durch den ein System die von einem anderen System generierten Differenzen in eine für sich selbst verständliche und nutzbare Form umwandelt. Der Prozess der Codierung und Decodierung erlaubt es den Systemen, Informationen so zu transformieren, dass eine Kommunikation und Wirkung über die Grenzen der einzelnen Systeme hinaus möglich wird.

2.2.8 Macht, Herrschaft und Netzwerk-Hierarchien

Die Entwicklung und Übertragung eines transdisziplinären Erkenntnisprogramms sozialer Systeme zur Analyse von Humandifferenzierung erfordert eine methodologische Grundannahme, die in dieser Arbeit wie folgt definiert wird: Die in dieser Arbeit verwendeten systemtheoretischen Theorien werden deskriptiv und nicht normativ eingesetzt. Eine strikte Trennung zwischen Systemtypen wird dabei vermieden, um den Fokus auf die Beeinflussung, Kontrolle und die Legitimation von Machtverhältnissen und -strukturen zu legen. Der hier beschriebene multidimensionale Ansatz zu Macht und Herrschaft stellt einen zentralen Bezugspunkt für die Untersuchung der Regime der Differenzordnungen dar. Macht, Herrschaft und – wie wir sehen werden – »Netzwerk-Hierarchien« werden im Anschluss an die System- und Komplexitätstheorie als *Meta-Codes* verstanden, im poststruk-

turalistischen Sinne als relationale Verhältnisse und zugleich als makrosoziale anthropologische Konstanten. Dies gilt insbesondere für hochgradig ausdifferenzierte Gesellschaften der Gegenwart, die sich über kulturelle Codes (vgl. Kap. 8) verständigen und dabei spezifische (neuro)biologische Systeme aktivieren – wie etwa System 1 (automatisierte, intuitive Prozesse) und System 2 (bewusste, reflektierte Prozesse) (siehe Kap. 3–5). Auf diesen Systemen beruhen Schemata, die soziale Praktiken und Differenzierungen prägen und in den Macht- und Herrschaftsstrukturen verankert sind. Dies ist als ein Versuch zu verstehen, die in den Hauptkapiteln dieses Buchs diskutierten psychologischen, biologischen, schema-bezogenen, anthropologischen, kulturellen und geopolitischen Dimensionen sozialer Ordnung integrativ zu betrachten, um aufzuzeigen, wie Macht- und Herrschaftsstrukturen fortlaufend reproduziert und stabilisiert werden. Dabei wird bewusst darauf verzichtet, diese Dimensionen in eine hierarchische Ordnung zu bringen oder einer bestimmten Dimension epistemologischen Vorrang einzuräumen. Vielmehr wird ein ganzheitlicher Ansatz angestrebt, der die komplexen Wechselwirkungen dieser Ebenen sichtbar macht, ohne eine Dimension über die anderen zu stellen. Ziel ist es, die vielfältigen Schemata und Praktiken der Humandifferenzierung im spezifischen Kontext Deutschlands zu analysieren und dabei die Verflechtungen von kulturellen, biologischen, psychologischen und geopolitischen Faktoren umfassend zu beleuchten.

Ein besonderes Augenmerk gilt den Herausforderungen der Steuerung sowie den daraus resultierenden Paradoxien und Komplikationen, die als antidemokratisch und hierarchiefördernd beschrieben werden können. Im Fokus der Betrachtung stehen die globalen Auswirkungen der funktionalen Differenzierung sowie deren weitreichende Konsequenzen. Diese reichen von Ausbeutung und Kriegen bis zu menschenverachtenden Praktiken. Zudem wird die weitgehend ignorante Haltung der geopolitisch Privilegierten beleuchtet. Es sei darauf verwiesen, dass innerhalb der privilegierten Gruppen weitere Untergruppierungen existieren, die auf unterschiedlichen Ebenen von Ausbeutung und Benachteiligung betroffen sind. Der Fokus der vorliegenden Überlegungen zum Phänomen der Macht liegt auf der Notwendigkeit, soziale Systeme und Ordnungen durch die kontinuierliche Reduzierung von Komplexität und die Sicherung von Ressourcen aufrechtzuerhalten. Dies schließt sowohl hegemoniale Strukturen ein, die durch militärische und politische Apparate gestützt werden, als auch Organisationen, die strukturell mit ihren jeweiligen Bevölkerungsgruppen gekoppelt sind und durch spezifische Codes miteinander kommunizieren. In den Diskussionen über makrosoziale anthropologische Konstanten wird insbesondere die Bedeutung der Ressourcensicherung für das Überleben und die Stabilität von Imperien vertieft (siehe hierzu auch Kapitel 7). Diesbezüglich sei angemerkt, dass keine komplexe Gesellschaft ohne eine effiziente und nachhaltige Sicherstellung von Energiequellen existieren kann. Dies verdeutlicht die signifikante Verflechtung zwischen der Aufrechterhaltung von Hierarchien

und der Kontrolle essenzieller Ressourcen. Die Strukturierung von Hierarchien ist somit nicht nur ein Merkmal sozialer Ordnung, sondern auch ein entscheidender Faktor in der Gewährleistung der Ressourcenverfügbarkeit, welche für das Überleben und die Prosperität von Gesellschaften von essenzieller Bedeutung ist. In der Diskussion über Macht und Herrschaft wird jede Form von Moral bewusst ausgeklammert. Moral fungierte in früheren Gesellschaftsordnungen als integrativer Mechanismus, der seit 1945 durch säkulare Normen ersetzt wurde, um Konflikten vorzubeugen (Willke 2010, 19). Diese Verschiebung akzentuiert die Relevanz von Demokratie und Märkten als Instrumente zur Konstitution von Hierarchie, Macht und Herrschaft. Über das Verständnis menschlicher Differenzierungspraktiken hinaus besteht das Ziel auch darin, zu erforschen, wie sich politische Mehrheiten langfristig innerhalb fest verankerter sozialer Systeme bilden können, anstatt endgültige Wahrheiten festzuschreiben. Jedes soziale System – einschließlich der Hegemonien – wird als autopoietisch verstanden; es ist also in der Lage, sich selbst zu organisieren und zu reproduzieren. Diese Einsicht ist von entscheidender Bedeutung für das Verständnis von Macht und Herrschaft, insbesondere in Bezug auf die Prozesse, die soziale Ordnungen und Machtstrukturen aufrechterhalten. Die Erkenntnis, dass jedes soziale System durch selbstreferenzielle und selbstorganisierende Prozesse seine eigene Erhaltung und seine eigenen Funktionen sichert, betont die Wichtigkeit von Strategien zur Ressourcensicherung und Komplexitätsreduzierung innerhalb dieser Systeme. Mit zunehmender Globalisierung wird jedoch die Aufrechterhaltung dieser Voraussetzungen schwieriger. Das Streben nach Moral, insbesondere in der Politik und den Medien, ist weit verbreitet, meist in Form universell argumentierender Konzepte wie Menschenrechte. Im weiteren Verlauf der Diskussion wird dies als kulturelle Codierung »leerer Signifikanten« (Laclau 2007) näher besprochen (vgl. Kap. 8). Die Suche nach einer universellen Moral ist jedoch aufgrund ihrer zirkulären Natur fruchtlos. Das Problem liegt nicht in den Menschenrechten an sich, sondern in dem unvermeidlichen Versuch, dieses Konzept auf eine andere Legitimationsquelle zu gründen (Willke 2010, 37), also auf eine Quelle der Legitimität, die explizit außerhalb der bestehenden sozialen Systeme liegt, die sie moralisch adressieren. Solche moralischen Argumentationen gehen von der Annahme aus, dass es eine unabhängige, allgemein anerkannte Grundlage gibt. Eine solche existiert aber nicht, was die Bemühungen um eine universelle Moral letztlich immer scheitern lässt. Während die funktionale Differenzierung eine Vielzahl von Moral- und Gerechtigkeitsvorstellungen hervorbringt, gerät die Idee einer universellen sozialen Gerechtigkeit zunehmend unter Druck. Diese Zersplitterung führt zu einer »moralischen Verwirrung« (Willke 2010, 62), die durch die fortschreitende Globalisierung noch verstärkt wird. Während nämlich die Globalisierung zunehmend sämtliche Segmente des menschlichen Lebens durchdringt, bleibt eine globale politische Steuerung – ein weltweites System, das diese Prozesse im Sinne einer übergeordneten Gerechtigkeit und Legitimität

koordinieren könnte – aus. Dies gilt umso mehr, als die US-Hegemonie, wie in Kap. 10 noch dargelegt wird, seit den 2000er-Jahren immer mehr im Begriff ist zu vergehen. Die unvermeidliche Notwendigkeit der Komplexitätsreduktion sowie der Etablierung und Aufrechterhaltung sozialer Ordnung erfordert eine zielgerichtete und hierarchisch organisierte Koordination komplexer Prozesse. Gleichzeitig deutet das Verständnis sozialer Systeme darauf hin, dass diese Systeme nicht starr hierarchisch kontrolliert und beherrscht werden können, da kein einzelnes Element oder kein einzelner Teil das Gesamtsystem dominieren kann. Diese Einsicht weist auf die Grenzen der Machtausübung innerhalb von Systemen hin und stellt eine zentrale Herausforderung dar. Hier wird deutlich, dass weder liberale Demokratien ihr Regierungsmodell aufgeben können noch die Politik als ausdifferenziertes Ordnungssystem alle anderen Systeme dominieren kann. Die gegenwärtige Betrachtung erkennt infolgedessen zum einen an, dass menschliche Gesellschaften stets Hierarchien hervorgebracht haben und voraussichtlich auch weiterhin hervorbringen werden. Zum anderen wird deutlich, dass sich das Wesen von Macht und Hierarchien im 21. Jahrhundert wesentlich wandelt. Dieser Wandel vollzieht sich im Kontext der Globalisierung, die im Kern als ein Prozess zu begreifen ist, in dem sich die Funktionssysteme zeitgenössischer, funktional differenzierter Gesellschaften über die Grenzen von Nationalstaaten hinweg vernetzen (Willke 2020, 10). Diese Systeme bilden globale Kontexte, entwickeln eine eigene Logik sowie einen funktionalen Operationsmodus und lösen sich dadurch kontinuierlich von den Rücksichtnahmen auf ihre »Muttergesellschaften«, sprich Nationalstaaten, ab (ebd.). Anstatt Machtstrukturen lediglich als hierarchisch und von oben nach unten organisiert zu betrachten, muss deren Realität nun als vielschichtig erkannt werden. In der ersten Hälfte des 21. Jahrhunderts konstituiert sich hegemoniale Macht zunehmend durch eine Verbindung von dezentralen Netzwerken und gleichzeitig zentralisierter Machtausübung, ein Phänomen, das im weiteren Verlauf des Buches unter dem Begriff neoliberaler Regime behandelt wird. Dezentrale Netzwerke sind dabei keineswegs per se egalitär, sondern durchdringen bestehende Hierarchien, die ihrerseits nicht mehr als einfache top-down-Befehlssysteme verstanden werden können (Williams 2020, 83). Vielmehr entstehen dynamische Machtstrukturen, in denen Netzwerke und Hierarchien ineinandergreifen und sich gegenseitig verstärken, wobei traditionelle Unterscheidungen zwischen horizontalen und vertikalen Organisationsformen zunehmend verwischen. Wenn soziale Komplexität konsequent mit einem dynamischen Machtverständnis – sowohl *hierarchisch als auch netzwerkartig* – verknüpft wird, lassen sich zentrale Dimensionen der Hegemonie in komplexen sozialen Systemen ableiten. Zunächst hängt Hegemonie in solchen Systemen von den Interaktionen zwischen verschiedenen ausdifferenzierten Domänen und Funktionen ab. Herrschaft bedeutet demnach, die Interaktionen sowohl zwischen diesen funktionalen Bereichen als auch innerhalb derselben zu nutzen, wenn nicht gar »auszubeuten«. Darüber hinaus liefert komplexe Hegemonie grundlegen-

de Prinzipien, die als Erklärungsrahmen dienen, die integrierte Dynamik zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Funktionsbereichen zu verstehen, insbesondere mit Blick auf Humandifferenzierung. Im Anschluss an Gramsci und Foucault wird Macht grundsätzlich dezentriert und nicht länger als zentralistische Instanz begriffen, sondern als etwas, das durch eine Vielzahl gesellschaftlicher Praktiken, Diskurse und Institutionen vermittelt wird. Macht ist somit nicht nur ein direktes Instrument der Herrschaft, sondern durchdringt soziale Beziehungen auf subtile und oft unsichtbare Weise. Gramsci betont die Zustimmung als zentrale Machtquelle (Gramsci 1971, 57), während Foucault auf diskursive und disziplinierende Mechanismen fokussiert. Beide begreifen Macht als produktiv, da sie Identitäten, soziale Ordnungen und Normen formt und stabilisiert. Die vorliegende Perspektive baut auf diesen Ansätzen auf, insbesondere auf den systemstabilisierenden Aspekten (siehe Kap. 4.5 und Kap. 8.3), und erweitert das Machtverständnis, indem sie die emergenten, selbstorganisierenden und -reproduzierenden Eigenschaften sozialer Systeme betont. Macht und Herrschaft werden als dynamische, adaptive Phänomene verstanden, die nicht auf zentrale Akteure oder Institutionen beschränkt sind, sondern durch nicht-lineare Interaktionen zwischen verschiedenen funktional ausdifferenzierten Domänen und ihren Akteuren entstehen. Diese Strukturen von Macht und Herrschaft formen Verhaltensweisen, die tief in anthropologischen Konstanten verwurzelt sind, und resultieren aus Rückkopplungseffekten innerhalb eines komplexen Netzwerks sozialer und kultureller Prozesse. Dies bedeutet, dass Macht nicht allein durch hierarchische Führung oder diskursive Kontrolle wirkt, sondern auch durch die emergenten Dynamiken von Netzwerken, die sich ständig selbst reorganisieren. Solche Machtformen und -praktiken sind nicht vollständig vorhersagbar, da sie durch die Interaktionen der beteiligten Akteure und Strukturen geprägt werden, die ihrerseits auf Veränderungen in ihrer Umwelt reagieren. Dadurch entstehen Machtphänomene, die auf unterschiedlichen Ebenen operieren und sowohl Hierarchien als auch Netzwerke durchdringen. Der vorliegende Ansatz erweitert das Verständnis dieser Prozesse durch die Einbeziehung anthropologischer, sozialpsychologischer und biologisch evolvierter Variablen (vgl. Kap. 3–6), die für Differenzierungspraktiken und menschliche Herrschaftsformen seit dem Neolithikum (vgl. Kap. 7) von zentraler Bedeutung sind. Diese Faktoren bilden nunmehr ein deterritorialisierendes und dezentriertes Regime, das in neoliberalen Praktiken verwurzelt ist (vgl. Kap. 9 und 10) und sowohl militärisch als auch geopolitisch durch transnationale Netzwerke, supranationale Institutionen und globale Kapitalströme operiert (Hardt and Negri 2001, 2009). Wie in Kapitel 10 dargelegt wird, basiert diese Hegemonie nicht mehr auf traditionellen Formen von Souveränität, sondern auf der flexiblen und fließenden Struktur des globalen Kapitalismus. Diese Struktur passt sich dynamisch an, integriert verschiedene Machtakeure und schafft dadurch eine sich selbst organisierende und anpassungsfähige Machtform, die es ermöglicht, geopolitische und wirtschaftliche Interessen global zu steuern und zu

konsolidieren. Herrschaft funktioniert nicht mehr durch physischen Zwang und direkte Kontrolle, sondern durch subtile Mechanismen der Kontrolle – sogenannte Soziotechniken – und Konsensbildung, die tief in sozialen und kulturellen Praktiken der Subjektivierung und Konditionierung verankert sind. Hardt und Negri erweitern diesen Ansatz, indem sie die entscheidende Rolle globaler Netzwerke und neuer Technologien bei der Reproduktion und Verstärkung von Machtverhältnissen hervorheben. Diese Form der Hegemonie ist emergent und selbstorganisierend, da sie aus dem Zusammenspiel wirtschaftlicher, politischer und kultureller Prozesse auf globaler Ebene entsteht und sich fortlaufend selbst reproduziert. Neoliberale Regime sind nicht mehr auf traditionelle Hierarchien oder primordialen Codierungen beschränkt, sondern zeichnen sich durch adaptive Netzwerke und dezentralisierte Machtstrukturen aus, die flexibel und anpassungsfähig agieren. Macht und Herrschaft werden zunehmend durch technologische Infrastrukturen, digitale Kommunikationsnetzwerke und globale Märkte vermittelt. Dies führt zu einer ständigen Reproduktion der hegemonialen Ordnung, die durch Autopoiesis – das Prinzip der Selbstreproduktion und -erhaltung komplexer Systeme – gestützt wird. In diesem Sinne schaffen solche Regime die Voraussetzungen für eine dynamische, sich selbst erhaltende Machtstruktur, die auf globaler Ebene operiert und zugleich neue Formen des Widerstands entweder integriert oder neutralisiert – abhängig von deren Intensität und der Frage, ob sie eine kritische Masse erreichen. Widerstandsbewegungen, die nicht ausreichend mächtig sind, um diese Schwelle zu überschreiten, werden in der Regel durch das System absorbiert, transformiert oder in bestehende Machtstrukturen eingebettet. Nur wenn eine Bewegung ausreichend Druck und Einfluss entwickelt, um diese kritische Masse zu erreichen, kann sie potenziell eine Störung der hegemonialen Ordnung herbeiführen. Andernfalls bleiben diese Bewegungen in den selbstorganisierenden Prozessen des neoliberalen Regimes gefangen, wo sie zu kontrollierten Formen von Dissens werden, die die Stabilität des Systems nicht ernsthaft gefährden. Differenzierungsprozesse sind demnach tief in die Autopoiesis sozialer Systeme eingebettet. Dabei spielen sowohl diskursive Praktiken als auch tief verankerte kognitiv-affektiv-körperliche Schemata eine Rolle, die zusammen ein komplexes und sich ständig veränderndes Geflecht von Machtbeziehungen erzeugen. Macht wird somit zu einem fluiden und adaptiven Prinzip, das sich nicht auf eine klare Hierarchie oder einen einzelnen diskursiven Mechanismus reduzieren lässt, sondern als das Ergebnis multipler, interagierender Kräfte in einem komplexen sozialen System verstanden werden muss. Sowohl Foucault als auch die Komplexitätstheorie verstehen Macht als dynamisch und dezentral. In beiden Ansätzen wird Macht nicht als statische, zentral ausgeübte Instanz betrachtet, sondern als ein Phänomen, das in alltäglichen Beziehungen, Praktiken und Strukturen verankert ist. Macht ist dabei nicht nur repressiv, sondern, wie bereits erwähnt, auch produktiv, da sie soziale Ordnungen, Differenzierungen und Identitäten hervorbringt. Die Subjektwerdung wird in diesem

Zusammenhang ähnlich verstanden, jedoch auf Grundlage unterschiedlicher Theorien: Sie entsteht sowohl durch Diskurse als auch durch nicht-lineare Interaktionen und systemische Rückkopplungseffekte zwischen verschiedenen funktional ausdifferenzierten Bereichen. Die Subjektivierungs- und Konditionierungsmechanismen (vgl. Kap. 8.3) sind ein wesentlicher Bestandteil des systemisch-anthropologischen Machtverständnisses, da Differenzierungspraktiken durch institutionelle und diskursive Mechanismen entstehen, die soziale Kategorien wie Normalität und Abweichung konstituieren und über Macht-Wissen-Komplexe stabilisiert werden. Diese Mechanismen formen Subjekte und soziale Identitäten, indem sie bestimmte Gruppen differenzieren und marginalisieren. Der Komplexitätstheoretische Ansatz ergänzt diese Betrachtung durch die Dimension emergenter Dynamiken innerhalb eines adaptiven sozialen Systems, sowie die in den Kapiteln 3–6 diskutierten anthropologischen und biologischen Variablen, die sich im Konzept der Schemata widerspiegeln. Machtverhältnisse werden hier als Ergebnis von Autopoiesis und adaptiven Prozessen begriffen, die sich durch das Zusammenspiel von Netzwerken und Hierarchien herausbilden. Machtstrukturen werden zwar von zentral gesteuerten Praktiken beeinflusst, emergieren jedoch aus den Interaktionen der beteiligten Akteure und Strukturen. Sie unterliegen einer ständigen Veränderung und Anpassung, was einer *gelenkten Selbstorganisation* gleichkommt (Williams 2020, 138). *In diesem Ansatz entstehen Hierarchien innerhalb von Netzwerken, und Netzwerke durchdringen bestehende Hierarchien (Netzwerk-Hierarchien).* Letztere sind dabei von kulturellen Codes abhängig, die die verschiedenen Elemente komplexer sozialer Systeme strukturell koppeln. Die Verschränkung von hierarchischen und netzwerk- oder »rhizomartigen« (Deleuze and Guattari 1994) Machtverhältnissen, die sich über verschiedene miteinander interagierende Dimensionen erstrecken, wird ausführlich in den Kapiteln 8 bis 10 exemplifiziert. Hier wird deutlich gemacht, wie diese unterschiedlichen Machtstrukturen ineinandergreifen und sich in dynamischen Prozessen gegenseitig bedingen, was zu einer komplexen, sich ständig wandelnden und adaptiven Machtkonstellation führt.

Im Kontext der Humandifferenzierung zeigt sich eine Verteilung von Macht, die sich über vernetzte Systeme erstreckt und sowohl vertikale als auch horizontale Dynamiken umfasst. Die Konzepte der vertikalen und horizontalen Differenzierung sind dabei entscheidend für das Verständnis der sozialen Strukturierung. Der Begriff der vertikalen Differenzierung bezeichnet die hierarchische Anordnung gesellschaftlicher Strukturen, welche sich in unterschiedlichen Macht-, Status- und Ressourcenverteilungen manifestiert. Dies umfasst beispielsweise Klassenunterschiede oder Einkommensunterschiede. Die Aufteilung der Gesellschaft in verschiedene Funktionsbereiche oder Sektoren, die nebeneinander bestehen und unterschiedliche soziale Rollen und Funktionen erfüllen, wie etwa verschiedene Berufsfelder oder Funktionssysteme wie Wirtschaft, Bildung und Religion, wird als horizontale Differenzierung bezeichnet. Die vorliegende Konzeptualisierung der

Regime der Differenzordnungen reflektiert die Überlappung dieser Differenzierungen, indem sie sowohl vertikale als auch horizontale Strukturen integriert und die komplexen Wechselwirkungen zwischen hierarchischen Machtverhältnissen und funktionalen Aufteilungen verdeutlicht. Die intersektionalen Überlappungen demonstrieren, wie Inklusion und Exklusion auf mehreren Ebenen simultan wirken, beeinflusst durch soziale, kulturelle und politische Dynamiken, welche sowohl die vertikalen Hierarchien als auch die horizontalen Sektoren durchdringen. In dieser Perspektive werden Hierarchien nicht länger ausschließlich durch Über- und Unterordnungsverhältnisse definiert, sondern auch durch ihre Funktionen innerhalb eines Systems. Macht manifestiert sich folglich nicht allein in direkter Kontrolle, sondern ebenso in der Fähigkeit, Information und Wissen zu steuern und zu regulieren. In dieser Form entstehen laterale Weltsysteme, begleitet von entsprechenden globalen Institutionen. Eine signifikante Ausnahme bildet die Politik: Ein globales politisches System existiert nicht (von der marginalen Ausnahme des UN-Sicherheitsrats abgesehen), da demokratische Politik stark an die Grenzen der Nationalstaaten gekoppelt bleibt (Willke 2023, 192). Diese dynamische und oft widersprüchliche Entwicklung, in der globale Institutionen florieren, während gleichzeitig die Bedeutung des Nationalstaates infrage gestellt wird, führt zu einem tieferen Verständnis der Komplexität und der inhärenten Spannungen innerhalb sozialer Systeme. Deutlich wird beides vor allem, wenn globale und damit hegemonial agierende Dimensionen einbezogen werden. Das Aufkommen globaler Strukturen und die gleichzeitige Krise der nationalstaatlichen Steuerungsfähigkeit unterstreichen die Notwendigkeit, unsere Vorstellungen von Macht, Steuerung und Gerechtigkeit in einer zunehmend vernetzten Welt neu zu überdenken. Diese Entwicklung wirft Fragen auf nach der Wirksamkeit traditioneller Hierarchien und Ordnungsprinzipien in einer Zeit, in der globale Herausforderungen lokale Lösungsansätze in den Hintergrund drängen und gleichzeitig die Grenzen der Machtausübung in den Vordergrund rücken. Diese Erkenntnis reflektiert das Paradoxon, dass, obwohl Hierarchie und Ordnung für die Stabilität und Funktionsfähigkeit sozialer Systeme essenziell sind, eine allzu rigide Machtausübung die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit dieser Systeme beeinträchtigt. Die aktuelle Unsicherheit hinsichtlich der Rolle des Nationalstaats in der globalisierten Welt spiegelt sich in den Schwierigkeiten wider, die der Verwirklichung universeller Prinzipien wie Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit entgegenstehen. Nationalstaaten verlieren zunehmend an Steuerungsfähigkeit, während die Bevölkerungen gleichzeitig höhere Erwartungen an die staatlichen Leistungen und deren Effektivität stellen – und damit den Staat oft überfordern. Dies vertieft das Paradoxon sozialer Gerechtigkeit im Spannungsfeld von Macht und Herrschaft. Die Steuerungs(un)fähigkeit von Nationalstaaten und deren Einfluss auf soziale Gerechtigkeit werfen grundlegende Fragen auf. Die wachsende Komplexität global vernetzter Systeme zeigt, dass konventionelle, auf nationalstaatlicher Souveränität

fußende Steuerungsmodelle an ihre Grenzen geraten. Ein zentrales Paradoxon liberaler Demokratien wird durch die Diskrepanz zwischen den erwähnten Erwartungen an staatliche Leistungen und der tatsächlichen Kapazität der Staaten zur Steuerung offenbart: Die Vorstellung, dass die Regierung die Gesellschaft steuern kann, kollidiert mit der Einsicht in die Komplexität und Autonomie funktional differenzierter Gesellschaften. Fragen der Selbstreferenzialität und der Fähigkeit sozialer Systeme zur Selbststeuerung werden akut, wobei Macht und Herrschaft eine entscheidende Rolle spielen. Machtstrukturen innerhalb eines Systems, wie dem politischen, sind limitiert in ihrer Fähigkeit, die Gesellschaft umfassend zu steuern, was das tiefe Paradox der Demokratie und die Begrenzungen traditioneller Macht-, Herrschafts- und Steuerungskonzepte aufzeigt.

Die Kluft zwischen dem Ideal einer globalisierten Gerechtigkeit und der real existierenden, hegemonial strukturierten, aber dennoch dynamischen Machtverteilung sowie die Souveränitätsverluste durch globale neoliberale Strategien sind fundamentale Aspekte, die im Rahmen der Betrachtung von Humandifferenzierung realistisch einbezogen werden müssen. Staaten können nicht wie Individuen behandelt und konzipiert werden – eine Perspektive, die aber in moralisierenden Auffassungen über Unterstützungsleistungen für ärmere, sprich ausgebeutete Länder allzu oft anzutreffen ist. Auch sind naive, wenngleich edelmütige Vorstellungen eines globalen Gerechtigkeitsausgleichs zwischen ehemals unterdrückten und unterdrückenden Parteien in diesem Kontext weitgehend obsolet geworden. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass solche Ideen auf einem linearen Ursache-Wirkungs-Denken beruhen, das den komplexen Realitäten globaler Verflechtungen nicht gerecht wird. In einem Szenario, das durch komplexe Machtstrukturen und dynamische Machtverteilungen gekennzeichnet ist und wo Souveränitätsverluste infolge globaler neoliberaler Strategien spürbar sind, müssen einfache Kausalzusammenhänge zugunsten eines Verständnisses aufgegeben werden, das die Vielschichtigkeit und Wechselseitigkeit globaler Prozesse anerkennt. Darüber hinaus erfordert die effektive Förderung von Gerechtigkeit und Gleichheit eine Abkehr von der Vorstellung, dass globale Gerechtigkeitsfragen durch einmalige oder isolierte Maßnahmen adressiert werden können. Stattdessen bedarf es einer kontinuierlichen und kritischen Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden Strukturen, die Ungleichheit und Ungerechtigkeit reproduzieren. Auch spielt die Erkenntnis, dass wirtschaftliche Interdependenzen und der globale Informationsaustausch neue Formen der Kooperation und Solidarität erfordern, die über traditionelle Grenzen und Identitäten hinausgehen, eine wichtige Rolle. Einerseits setzen stabile Herrschaftsstrukturen machtbasierte Mechanismen für ihre Sicherung und Legitimierung voraus, andererseits wird in der Begrenztheit von Macht deren Effektivitätsgrenze deutlich. Macht gründet sich auf Anerkennung und Akzeptanz und kann bei Widerstand, Ablehnung oder mangelnder Legitimität ihre Wirkung einbüßen. Die Balance zwischen der Notwendigkeit von Macht zur

Gewährleistung sozialer Ordnung und der inhärenten Beschränkung oder »Schwäche« (Willke 2014b, 137) dieser Macht, wie sie durch die Dynamiken sozialer Systeme hervorgerufen werden, spiegelt die komplexe Natur von Herrschaft und Kontrolle auf globaler Ebene wider. Diese Machtbegrenzung korrespondiert mit der zuvor umrissenen Diskrepanz zwischen der »moralischen Verwirrung« und den daraus resultierenden Gerechtigkeitskonzeptionen für globale Zusammenhänge. Der strategische und systematische Einsatz von Moralisierungen innerhalb von Politik und Medien resultiert lediglich in zirkulären, endlosen und ermüdenden Debatten darüber, wer gerechter ist. Diese Debatten können keine abschließende Beantwortung der Frage nach Gerechtigkeit leisten. Macht und Herrschaft müssen als relationale und dynamische Konzepte begriffen werden, die in einem ständigen Wechselspiel mit sozialen, ökonomischen und medialen Strukturen stehen. Diese Dynamik, geformt durch Diskurse und Praktiken – einschließlich Moralisierungen –, betont die Fluidität von Machtbeziehungen und ihre fortwährende Neuverhandlung. In einer global vernetzten Welt, die durch Interdependenzen und eine Vielzahl von Akteuren geprägt ist, wird ersichtlich, dass Macht dezentralisiert ist und sich aus multiplen Quellen speist. Nicht-staatliche Akteure sowie transnationale Netzwerke sind von entscheidender Bedeutung für die Strukturierung von Machtverhältnissen. Die inhärente Kontingenz und Unsicherheit in Fragen der Gerechtigkeit reflektieren die Komplexität von Macht und erfordern eine Theoretisierung, die Ambiguitäten anerkennt und die Fähigkeit zur Anpassung an sich verändernde Umstände betont. Das hier vorgestellte Verständnis legt nahe, dass Moralisierungen, die einfache Antworten auf komplexe Machtfragen suchen, letztlich unzureichend sind und den tatsächlichen Dynamiken von Macht und Herrschaft nicht gerecht werden. In Anbetracht der limitierten Macht und der Erfordernis der Legitimierung manifestiert sich erneut das fundamentale Paradoxon der Steuerung: Ein Teil kann nicht das Ganze »führen«, und dennoch existiert keine adäquate Alternative zu diesem Ansatz. Diese Konstellation reflektiert die inhärente Spannung zwischen der Notwendigkeit von Führung innerhalb komplexer sozialer Systeme und der Unmöglichkeit, dass eine einzelne Entität – sei es ein Individuum, eine Gruppe oder eine Institution – vollumfänglich die Kontrolle über das gesamte System ausübt. Das genannte Paradoxon manifestiert sich in besonderer Weise in demokratischen Systemen, in welchen die Macht dezentralisiert und auf das Prinzip der Volksvertretung gegründet ist. Die demokratische Staatsform offenbart zudem zwei fundamentale Schwächen, die sich aus dem zuvor dargelegten Paradoxon ergeben (Reinbacher, Oberneder, and Wesenauer 2020, 218): Erstens mangelt es ihr an der Kompetenz zu strategischer Führung und zu strategischen Entscheidungen. Demokratien sind, bedingt durch Wahlzyklen und die Notwendigkeit, populäre Maßnahmen zu ergreifen, die der Wiederwahl dienen, oft durch kurzfristige Planungshorizonte gekennzeichnet, statt langfristige Strategien zu verfolgen, die möglicherweise erst nach Generationen Früchte tragen. Die Präferenz für kurz-

fristige Erfolge über langfristige Planung und Nachhaltigkeit unterminiert die Fähigkeit demokratischer Regierungen, strategische Entscheidungen zu treffen, die für die Bewältigung globaler Herausforderungen erforderlich sind. Zweitens zeigt sich eine Unfähigkeit der Demokratie, angemessen schnell und effektiv zu lernen (ebd.). Die strukturellen Merkmale demokratischer Systeme, einschließlich des Wettbewerbs verschiedener Interessengruppen und der Vielfalt der Meinungen, können zu Verzögerungen und zu einem Mangel an Agilität führen, wenn es darum geht, auf neue Informationen oder sich verändernde Umstände zu reagieren. Diese Trägheit wird durch bürokratische Prozesse und die Notwendigkeit eines breiten Konsenses weiter verschärft, was die Fähigkeit einer Demokratie einschränkt, sich rasch anzupassen oder von vergangenen Erfahrungen zu lernen.

2.2.9 Inklusion und Exklusion

Inklusion und Exklusion sind grundlegende Mechanismen sozialer Systeme, die eine entscheidende Rolle in der Systembildung spielen. Ein soziales System kann erst dann als solches verstanden werden, auch in seiner Selbstreferentialität, wenn es bestimmte Elemente ausschließt. Diese Mechanismen sind nicht nur an der Systembildung beteiligt, sondern stellen auch den Kern der Differenzierungstheorie dar, welche die Entstehung und Entwicklung von Systemen erklärt. Für das Verständnis von Schemata und Praktiken der Humandifferenzierung ist vor allem die *Unhintergebarkeit von Exklusionen, das Momentum der Negation von Exklusionen sowie deren spezifische Semantiken* von entscheidender Bedeutung. Diese Aspekte werden in diesem Abschnitt diskutiert und im weiteren Verlauf der Untersuchung auf Fallbeispiele im Kontext der Schemata angewendet. Inklusions- und Exklusionsdynamiken weisen zudem stets eine historische Dimension auf, wie im weiteren Verlauf dieses Unterkapitels im Zusammenhang mit den sozialstrukturellen Hintergründen der Analytik von Inklusions- und Exklusionsmechanismen erläutert wird. Besonders seit dem Zweiten Weltkrieg haben sich in liberalen Demokratien Entwicklungen gezeigt, bei denen Mitglieder nach verschiedenen Kategorien und Qualifikationen in ihre Teilsysteme eingeordnet werden. Diese Praktiken reflektieren die historischen und kulturellen Kontexte, die die Strukturierung sozialer Systeme beeinflussen und formen.

Inklusions- und Exklusionsmechanismen sowie ihre unterschiedlich codierten Kommunikationen sind für Praktiken der Humandifferenzierung als *unvermeidlich und grundlegend* zu betrachten. Diese Mechanismen sind tief in die Strukturen sozialer Systeme eingebettet und beeinflussen, wie Individuen und Gruppen in diese Systeme einbezogen oder ausgeschlossen werden. Die Ebenen der Interaktion, Organisation und Gesellschaft sind im Zuge dessen integrale Bestandteile der gesellschaftlichen Mechanismen von Inklusion und Exklusion. Interaktion, Organisation und Gesellschaft sind insofern integrale Bestandteile von Inklusion und Exklusion,

da sie auf verschiedenen Ebenen entscheiden, wer einbezogen oder ausgeschlossen wird. Auf der Interaktionsebene bestimmt die persönliche Begegnung, wer als zugehörig oder fremd wahrgenommen wird. Organisationen etablieren und verteilen durch formale Strukturen und Hierarchien, wer Zugang zu Ressourcen und Positionen erhält. Auf gesellschaftlicher Ebene werden durch gesetzliche und politische Rahmenbedingungen Gruppen insgesamt ein- oder ausgeschlossen, unterstützt durch ideologische Narrative, die die Fairness des Systems betonen und reale Ungleichheiten verdecken.

Das *Verschleiern oder Negieren von Exklusionen und Differenzierungen* in sozialen Systemen liberaler Demokratien ist ein spezifisches Charakteristikum, das für die Analyse und das Verständnis von Schemata und Praktiken der Humandifferenzierung besonders wichtig ist. Für hoch technologisierte und ausdifferenzierte Gegenwartsgesellschaften ist es charakteristisch, Negationen im Kontext von Inklusion und Exklusion zu invisibilisieren. Diese Gesellschaften neigen dazu, Ausschlüsse und Ungleichheiten zu verschleiern, indem sie ein Narrativ der allgemeinen Chancengleichheit und Fairness betonen. Der Fokus auf formale Gleichheit und Leistung führt dazu, dass systemische Benachteiligungen und Ausschlüsse oft unsichtbar bleiben (Stichweh 2016, 226). Auf diskursiver Ebene betonen dominante Narrative die Gleichheit aller Individuen und verdecken die tatsächlichen Barrieren, die bestimmte Gruppen faktisch und systematisch von der Teilhabe ausschließen. Institutionen schaffen scheinbar neutrale Regeln und Verfahren, die in der Praxis jedoch bestimmte Gruppen systematisch benachteiligen. Individuen internalisieren gesellschaftliche Normen und glauben, dass Misserfolg oder Ausschluss persönliche Versäumnisse und nicht auch das Ergebnis struktureller Benachteiligung sind. Durch diese Mechanismen der Negation und Unsichtbarmachung wird die Wahrnehmung und Diskussion von Inklusion und Exklusion erschwert, was dazu führt, dass Ungleichheiten bestehen bleiben. Wie im weiteren Verlauf des Buches noch deutlich wird, gehen die Negation und Unsichtbarmachung von Exklusionen Hand in Hand mit systemstabilisierenden, ideologiebehafteten Narrativen, die über kulturelle Codes strukturell mit sozialen Systemen gekoppelt sind. Das Prinzip der Negation und Unsichtbarmachung von Exklusionen hängt zudem mit der ständig wachsenden Anzahl von Menschen zusammen, die innerhalb jener sozialen Systeme berücksichtigt werden wollen, insbesondere in einer globalisierten Weltgesellschaft. Obwohl die These der Vollinklusion anstrebt, alle Menschen in alle Funktionssysteme einzubeziehen, zeigt sich in der Praxis die Kritik und die Grenzen dieser Möglichkeit. Die schiere Menge an Individuen und Gruppen, die inkludiert werden sollen, führt dazu, dass Exklusionen oft unauffällig und implizit erfolgen, da keine ausreichenden Kapazitäten vorhanden sind, um alle nichtberücksichtigten Adressen zu erfassen. Dies verdeutlicht die praktischen Grenzen der Vollinklusion und macht Exklusionen unsichtbar, wodurch die Illusion einer umfassenden Inklusion aufrechterhalten wird, während viele Menschen

tatsächlich weiterhin ausgeschlossen bleiben. Die Idee der Vollinklusion verkennt, dass Systeme immer Grenzen haben, die ausgehandelt und kommuniziert werden, sei es explizit oder, wie soeben dargelegt, implizit. Das offene Kommunizieren von Exklusionen passt nicht zum Selbstbild westlicher liberaler Demokratien, die sich als inklusiv und gerecht darstellen möchten. Daher erfolgen Exklusionen oft auf subtile Weise, um das Ideal der Inklusion aufrechtzuerhalten. Diese impliziten Prozesse verdecken die Realität, dass vollständige Inklusion praktisch unmöglich ist, da Systeme immer selektiv und begrenzt sind. Es ist geradezu charakteristisch für westliche Demokratien, dass sie Exklusionen als Inklusionen darstellen, wodurch Inklusion zu einem häufig erwähnten übergeordneten Code wird. Je stärker ein Begriff wird, umso mehr umfasst er sein Gegenteil (Dumont 1980, 224). Dies zeigt sich daran, dass Exklusionen immer als auch zugleich als Inklusionen auftreten können. Totale Institutionen wie Gefängnisse (Foucault 2008), Flüchtlingsunterkünfte (Behnam Shad 2021) und psychiatrische Anstalten (Goffman 1961) verkörpern Formen des Ausschlusses, die gleichzeitig innergesellschaftliche Inklusionen darstellen. Dies bedeutet, dass sie auf präzisen Regulierungen beruhen, die festlegen, welche Berechtigungen und Zugänge auch in diesen totalen Institutionen bestehen bleiben. Soziokybernetisch betrachtet, zeigt sich hier ein Paradox: Soziale Systeme erzeugen und stabilisieren sich durch die Inklusion einiger und die Exklusion anderer. Diese Exklusionsprozesse werden oft verschleiert, indem sie als Formen von Inklusion präsentiert werden. Diese Dynamik verdeutlicht, dass Inklusion und Exklusion nicht nur nebeneinander bestehen, sondern interdependent sind und gemeinsam die Grenzen und Funktionsweisen sozialer Systeme bestimmen. In diesem Zusammenhang erweist sich Stichwehs Ansatz zur Inklusion und Exklusion als hierarchische Opposition als besonders aufschlussreich (Stichweh 2016, 228). Exklusionsinstanzen unterliegen einer Ideologie der Resozialisation und Reintegration. Sie beschreiben den von ihnen vollzogenen Ausschluss prinzipiell als temporär, mit dem Ziel der Wiedereingliederung. Diese Interpretation, die Inklusion und Exklusion als hierarchische Opposition begreift, dementiert nicht die Schärfe der Unterscheidung, sondern betont die Dynamik der Situation sowie die Reversibilität der Lagen. Inklusionen gehen häufig mit Exklusionen einher, und umgekehrt kann jede anspruchsvolle, zeitintensive Inklusion andere Engagements ausschließen. Das hierarchische Moment in der gegenbegrifflichen Opposition impliziert nicht Stabilität und Unveränderlichkeit. Vielmehr ist die Zwei-Ebenen-Struktur dieser Opposition verantwortlich für die Dynamik der Inklusions- und Exklusionsverhältnisse. Systemtheoretisch betrachtet zeigt sich hier, dass soziale Systeme durch die duale Bewegung von Inklusion und Exklusion strukturiert werden. Diese Prozesse sind nicht statisch, sondern ständig in Bewegung, wodurch die Grenzen und Funktionsweisen sozialer Systeme dynamisch und flexibel bleiben. Inklusion und Exklusion sind interdependent und definieren gemeinsam die soziale Ordnung und deren Transformationen. Dies führt zu einem verschleierte

Umgang mit Exklusionen, indem sie als Formen der Inklusion präsentiert werden. Die soziokybernetische Perspektive verdeutlicht, dass soziale Systeme ihre Stabilität und Adaptionfähigkeit gerade durch die flexible Handhabung dieser dualen Prozesse bewahren.

Die Entstehung der Analytik von Inklusion und Exklusion beruht darüber hinaus auf zwei sozialstrukturellen Hintergründen: Erstens, die Kommunikations-basierung heutiger Sozialsysteme erhöht die Bedeutung der Teilnahme an sozialen Kommunikationsprozessen. Zweitens, die Pluralisierung der Bezugssysteme führt zu einer Vielzahl von Partizipationen an unterschiedlichen Sozialsystemen, wodurch multiple, vernetzte oder gar unabhängige Inklusionen und Exklusionen entstehen (Stichweh 2016, 179). Die Analytik von Inklusion und Exklusion in funktional ausdifferenzierten Gesellschaften gewinnt zunehmend an Bedeutung, insbesondere aufgrund der Fokussierung demokratischer Sozialsysteme auf Kommunikation als grundlegendem Mechanismus der sozialen Interaktion. Diese Sozialsysteme zeichnen sich durch ihre spezifische Fähigkeit aus, sich mittels Kommunikation von ihrer Umwelt abzugrenzen, wie bereits in der Diskussion der verschiedenen Theorieelemente des soziokybernetischen Ansatzes erwähnt. In diesem Kontext sind Inklusion und Exklusion zentrale Mechanismen, die die Partizipationsgrenzen innerhalb dieser Systeme regulieren. Soziale Systeme sind dabei hochgradig selektiv; sie bestimmen basierend auf definierten Kriterien und Funktionen, wer einbezogen und wer ausgeschlossen bleibt (Stichweh 2016, 180). Die Dynamik von Inklusion und Exklusion in Demokratien ist nicht statisch, sondern äußerst kontingent und veränderlich. Diese Mechanismen unterliegen ständigen Wandlungen, die von politischen, ökonomischen und kulturellen Veränderungen beeinflusst werden, die wiederum die Kriterien für Teilhabe und Ausschluss neu definieren. Im Zuge dieser Entwicklungen hat sich die Bedeutung der Teilnahme an kommunikativen Prozessen verstärkt, was eine Verschiebung des Fokus von traditioneller Armuts- und Ungleichheitsforschung hin zu einer intensiveren Betonung von Inklusion und Exklusion bewirkt hat. Früher wurde Armut hauptsächlich als materielle Not verstanden, geprägt von schlechten Wohnverhältnissen oder Mangelernährung. Heute wird Armut jedoch zunehmend im Kontext von sozialem Ausschluss und Machtlosigkeit definiert, erkennbar an eingeschränkter sozialer Teilhabe und begrenzten Kommunikationsmöglichkeiten. Der Neoliberalismus hat den Fokus von traditioneller Armuts- und Ungleichheitsforschung hin zu Inklusion und Exklusion verschoben, indem er Armut als sozialen Ausschluss und Machtlosigkeit definiert. Die marktorientierte Gesellschaft und der Abbau staatlicher Interventionen machen strukturelle Ungleichheiten subtiler, während individuelle Verantwortung betont wird. Dies erfordert eine detaillierte Untersuchung der Mechanismen von Inklusion und Exklusion, um die sozialen Dynamiken in neoliberal geprägten Kontexten besser zu verstehen. Diese veränderte Wahrnehmung und Analyse von Armut spiegelt sich in der steigenden Bedeutung von Informa-

tions- und Kommunikationstheorien in den Sozialwissenschaften wider. Diese theoretische Verschiebung ist weniger eine autonome Innovation als vielmehr eine Reaktion auf den strukturellen Wandel, der durch die Kommunikationsbasierung gegenwärtiger Sozialsysteme bedingt ist. In kommunikationsbasierten und pluralisierten Sozialsystemen wird die personale Umwelt entweder eingeschlossen oder ausgeschlossen. Diese Prozesse lassen sich durch zwei wesentliche Dimensionen von Humandifferenzierungspraktiken erklären, den *situativen Mechanismus* der Adressierung von Personen sowie den *strukturbildenden Mechanismus* der Erwartungsbildung gegenüber diesen Personen.

Primordial codierte Merkmale (siehe Kap. 8.1.2.1) wie Ethnizität, Geschlecht und Herkunft spielen im deutschen Kontext eine zentrale Rolle bei der Inklusion und Exklusion. Der Begriff »situativer Mechanismus« bezieht sich auf unmittelbare, situationsbezogene Entscheidungen, die auf Basis dieser unveränderlichen Merkmale getroffen werden. Im deutschen Arbeitsmarkt erfahren etwa Personen »mit Migrationshintergrund« oft Benachteiligungen, besonders wenn sie sichtbare ethnische Merkmale tragen. Studien zeigen, dass Bewerbungen mit ausländisch klingenden Namen seltener zu Vorstellungsgesprächen führen, selbst bei gleichen Qualifikationen (Kaas and Manger 2012; Carlsson, Fumarco, and Rooth 2018). Ähnlich verhält es sich auf dem Wohnungsmarkt, wo Vermieter häufig Bewerber ohne Migrationshintergrund bevorzugen, was sich in der direkten Kommunikation während Besichtigungsterminen zeigt (Auspurg, Lorenz, and Schneck 2023; Horr, Hunkler, and Kroneberg 2018; Sawert 2020). Auch das Geschlecht beeinflusst die Inklusion und Exklusion situativ. Frauen begegnen oft beruflichen Benachteiligungen, wie geringeren Aufstiegschancen oder weniger Gehör in Meetings, aufgrund tief verwurzelter Geschlechterstereotypen (Weichselbaumer and Winter-Ebmer 2005; Birkelund et al. 2021; Weichselbaumer 2020; Fernández-Reino, Di Stasio, and Veit 2023). Zudem führt die öffentliche Sicherheitswahrnehmung dazu, dass Frauen bestimmte Orte, wie öffentliche Verkehrsmittel nachts, meiden, was auch zu spezifischen und subtileren Formen von Exklusion führt. Die Herkunft einer Person spielt ebenfalls eine wesentliche Rolle. Im Bildungssystem können Kinder aus bildungsfernen Familien oder bestimmten sozialen Schichten benachteiligt werden, da Lehrkräfte oft unbewusst niedrigere Erwartungen an sie haben (Steinmann 2019; Rusert and Stein 2023; Kunyu et al. 2020; Dollmann 2021; Kristen and Granato 2007; Schuller 2018; Diehl, Hunkler, and Kristen 2016). Im Alltag führt die Herkunft aus bestimmten Regionen oder sozialen Schichten dazu, dass Menschen in bestimmten sozialen Kreisen nicht akzeptiert werden, was sich in alltäglichen Gesprächen und sozialen Aktivitäten zeigt. Der Begriff »situativer Mechanismus« betont demnach die kontextabhängige und oft implizite Natur dieser Entscheidungen. Diese Mechanismen greifen unmittelbar in spezifischen Situationen und beeinflussen, ob eine Person inkludiert oder exkludiert wird. In Deutschland sind solche Mechanismen beson-

ders relevant, da sie tief in den alltäglichen sozialen Interaktionen und institutionellen Abläufen verwurzelt sind.

Neben den primordial codierten Merkmalen spielen *neoliberal codierte Merkmale* eine entscheidende Rolle für Praktiken der Differenzierung und Hierarchisierung. Der *strukturbildende Mechanismus der Erwartungsbildung* basiert häufig auf neoliberalen Kriterien wie ökonomischer Leistungsfähigkeit, beruflicher Qualifikation oder sozialem Status. Diese längerfristigen, strukturellen Erwartungen formen, wie Personen innerhalb eines Systems wahrgenommen und behandelt werden, und bestimmen, ob sie als Teil des Systems integriert oder davon ausgeschlossen werden. Im neoliberalen Kontext wird der Wert einer Person oft anhand ihrer wirtschaftlichen Produktivität und ihres Beitrags zur Marktwirtschaft gemessen. Dies führt dazu, dass Menschen mit höherem Einkommen und mehr ökonomischem Kapital bevorzugt werden. In Deutschland manifestiert sich dies beispielsweise in der Gesundheitsversorgung, wo Personen mit privater Krankenversicherung oft besseren und schnelleren Zugang zu medizinischen Leistungen erhalten als gesetzlich Versicherte. Zudem beeinflusst die ökonomische Leistungsfähigkeit die Wohnmöglichkeiten erheblich, da wohlhabendere Personen Zugang zu besseren Wohnvierteln und hochwertigeren Immobilien haben (Pfeifer 2011; Trappmann et al. 2019). Der neoliberale Diskurs betont berufliche Qualifikationen und kontinuierliche Weiterbildung. Personen mit höheren Qualifikationen profitieren von besseren Karrierechancen und höherer sozialer Anerkennung. Die Arbeitsmarktpolitik fokussiert stark auf die Förderung von Hochqualifizierten, während geringqualifizierte Arbeiter weniger Unterstützung und schlechtere Arbeitsbedingungen erfahren. Langzeitarbeitslose und geringqualifizierte Personen werden oft als weniger wertvoll für das Wirtschaftssystem betrachtet und entsprechend marginalisiert. Ein weiteres liberales Kriterium ist der soziale Status, der stark mit dem Konsumverhalten und der Teilhabe an sozialen Netzwerken verbunden ist. Dies zeigt sich beispielsweise im Zugang zu sozialen und kulturellen Einrichtungen. Personen mit höherem sozialen Status verfügen häufig über privilegierten Zugang zu hochwertigen Bildungseinrichtungen und kulturellen Veranstaltungen. Diese Netzwerke und sozialen Kapitalien verstärken ihre Position innerhalb der Gesellschaft und erleichtern den Zugang zu weiteren Ressourcen und Chancen. Menschen mit niedrigem sozialen Status haben hingegen weniger Möglichkeiten, solche Netzwerke zu nutzen und bleiben dadurch oft in marginalisierten Positionen. Inklusion und Exklusion in liberalen Gesellschaften sind daher nicht nur eindimensionale oder linear gestaltete Zugehörigkeiten oder Nichtzugehörigkeiten, sondern entstehen durch komplexe Interaktionen zwischen verschiedenen Teilsystemen. Auf der Exklusionsseite bedeutet dies entweder die Nichtbezeichnung von Personen oder die Auflösung einstmals vorhandener Erwartungen ihnen gegenüber. Exklusion tritt insbesondere dann als Phänomen auf, wenn Ausschlüsse sich über mehrere Teilsysteme hinweg kumulieren oder in einer sequentiellen

Vernetzung verstärken. Während einzelne Fälle von Nichtzugehörigkeit zunächst unproblematisch erscheinen mögen, werden sie für die Betroffenen zum Problem, wenn diese Ausschlüsse sich summieren und miteinander vernetzt, also intersektional auftreten, was zu umfassender sozialer Exklusion führt. Dies unterstreicht die Relevanz der Analytik von Inklusion und Exklusion in einer pluralisierten Gesellschaft, in der multiple, vernetzte oder unabhängige Inklusionen und Exklusionen bestehen (Stichweh 2016, 183).

Um die Unterschiede innerhalb der soziokybernetischen Analytik von Inklusion und Exklusion zu verstehen, werden nachfolgend einige strukturelle Bedingungen dieser Semantik erläutert. Diese beziehen sich auf die Wahrnehmung von Personen und Gruppen, die als »anders« wahrgenommen und behandelt werden. Die erste strukturelle Bedingung betrifft die Mitgliedschaft in sozialen Systemen und wird durch unterschiedliche Codes kommuniziert. Diese Mitgliedschaft weist auf die Notwendigkeit der Geschlossenheit von Sozialsystemen hin. Soziale Systeme müssen relativ geschlossen sein, um jemanden als Fremden ausschließen zu können (vgl. Kap. 2.2.2). Eine weitere Bedingung betrifft die Art und Weise, wie Menschen »Andere« als klare, abgegrenzte soziale Entitäten sehen. Das bedeutet, dass sie über alle individuellen Unterschiede und besonderen Merkmale hinwegsehen und die Person stattdessen als homogenes, stereotypisiertes Konstrukt betrachten. Frühere Gesellschaftsformen nutzten dieses vereinfachte Bild des »Anderen«, um zu entscheiden, ob jemand als Mitglied aufgenommen oder aus der Gesellschaft ausgeschlossen wird. Die vierte konzeptuelle Eigenschaft bezieht sich auf die komplexe Art und Weise, wie die historische Semantik und die Soziologie der Differenzmarkierung funktionieren. Diese arbeiten mit einem vernetzten Mehrebenenmodell, das Gesellschaften in hierarchisch organisierten Schichten betrachtet und so den Weg zu einer differenzierten Sozialtheorie ebnet. Jede dieser Ebenen definiert spezifische Normen und Erwartungen an Individuen und verfügt über eigene Mechanismen zur Inklusion oder Exklusion. Dieses Modell ermöglicht es, die vielschichtige und oft überlappende Natur sozialer Interaktionen und Machtverhältnisse zu erfassen.

Das Prinzip der *Intersektionalität* erweitert dieses Mehrebenenmodell effektiv, indem sie die Überschneidungen verschiedener sozialer Kategorien und deren Einfluss auf individuelle Erfahrungen und Identitäten hervorhebt. Sie ermöglicht es zu verstehen, wie eine Person auf mehreren sozialen Ebenen gleichzeitig agieren kann und wie sich diese Interaktionen auf ihre Inklusion oder Exklusion in verschiedenen sozialen Systemen auswirken. Der intersektionale Ansatz verdeutlicht, dass die Einbeziehung oder der Ausschluss von Personen nicht nur von einem einzelnen Merkmal oder einer sozialen Kategorie abhängt, sondern von der komplexen Wechselwirkung mehrerer Identitätsaspekte, die sich über verschiedene soziale Ebenen erstrecken. In einem funktional differenzierten sozialen System, das sowohl *horizontal als auch vertikal* organisiert ist (siehe Kap. 2.2.8) und eine Vielzahl von unabhängigen

Systemen sowie hierarchische Strukturen umfasst, wird die Anerkennung der Multidimensionalität essenziell. Diese komplexe Organisation ermöglicht es jedem System, spezifische Kriterien für Inklusion und Exklusion auf verschiedenen Ebenen, von lokal bis national, anzuwenden. Wie später in diesem Buch ausgeführt wird, erweist sich das Prinzip der Intersektionalität als unverzichtbar für das Verständnis des nuancierten Zusammenspiels von Inklusion und Exklusion, das sich innerhalb der beiden dominanten Differenzordnungen – den primordial codierten und den neoliberal codierten Regimen – manifestiert (siehe Kap. 9). Dies ist besonders relevant, wenn man die Integration von Geflüchteten betrachtet, die diese Regime in verschiedenen Sektoren wie Gesundheitswesen, Bildung und Beschäftigung sowie auf unterschiedlichen Verwaltungsebenen durchlaufen. Intersektionalität ermöglicht eine tiefere Analyse der *systemischen Unhintergebarkeit* dieser Inklusions- und Exklusionsmechanismen und zeigt, wie verschiedene Identitätsmerkmale und soziale Kategorien nicht isoliert operieren, sondern innerhalb eines Netzes komplexer Beziehungen interagieren, die die strukturellen Bedingungen innerhalb dieser Regime formen und beeinflussen. Diese Erkenntnisse sind entscheidend, um die Komplexität der sozialen Realität zu erfassen, in der Menschen durch mehrere, oft widersprüchliche und nicht-linear wirkende Kräfte gleichzeitig beeinflusst werden. Dies verdeutlicht, wie tiefgreifend und unhintergebar die Systeme der Inklusion und Exklusion in sozialen Strukturen liberaler Demokratien der Gegenwart verankert sind. In diesen Gesellschaftsstrukturen werden Personen immer selektiv und in unterschiedlichen Wirkungsgraden in bestimmte Systeme einbezogen oder ausgeschlossen. Neben den bisher erwähnten Faktoren spielen weitere entscheidende Aspekte der gruppenbasierten Ein- und Ausschlussdynamiken eine Rolle, die in den nachfolgenden Kapiteln diskutiert werden. Diese Dynamiken werden systematisch in die Theorie der Schemata und Praktiken von Humandifferenzierung einbezogen. Diese Interaktionen beeinflussen, wie Menschen Zugang zu Ressourcen, Chancen und sozialen Netzwerken erhalten oder davon ausgeschlossen werden. Die Theorie der Schemata und Praktiken von Humandifferenzierung hilft dabei, die Mechanismen zu identifizieren, die hinter den oberflächlichen Erscheinungen von Inklusion und Exklusion liegen, und offenbart die strukturellen Bedingungen, die diese Dynamiken ermöglichen und aufrechterhalten.